

Zeit & Schrift

„Deine Füße, bitte!“

Gut kauen

**„Kauft die rechte
Zeit aus!“**

(Eph 5,16)



Editorial

Primitive Mythologie?

Michael Schneider 3

Post

Christus und die Heidenwelt

Herbert Briem 4

Bibelstudium

Gideon (7)

Horst von der Heyden 6

Bibel im Alltag

„Deine Füße, bitte!“

Ulrich Müller 11

Glaubensleben

Gut kauen

Philip Nunn 19

Jesus: Anfänger und Vollender des Glaubens

Karl Otto Herhaus 23

Kurzpredigt

Bürgschaft

Hanswalter Giesekus 33

Vor-Gelesen

In Gottes Namen?

Jochen Klein 35

Die Rückseite

Keine Arbeit für Unteroffiziere

Nach www.eSermons.com 36

Zeit & Schrift

Antworten und Impulse aus der unveränderlichen Schrift – dem ewigen Wort Gottes – für unsere veränderliche Zeit

(Ulrich Weck, Gründer von Z&S)

13. Jahrgang 2010

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Talstraße 7
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel.: (02736) 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Mechthild Weck
Deutsche Bank 24 AG Berlin
BLZ 100 700 24
Konto Nr. 1492271

Verlag:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen/Siegerland

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 Euro je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Primitive Mythologie?

Fernsehpfarrer Jürgen Fliege, das *Enfant terrible* der evangelischen Kirche Deutschlands, hat seinem Ruf wieder einmal alle Ehre gemacht. „Der lebendige Christus“, so lässt er sich in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift *chrismon plus rheinland* vernehmen, „ist für mich wichtiger als der ans Kreuz genagelte. Für mich ist der nicht ans Kreuz gegangen. Und der nimmt auch nicht alle meine Sünden ... Wer über Jesu Blut predigt, wird auch Blut ernten.“¹

In konservativen Kirchenkreisen werden diese Äußerungen gewiss wieder einen Aufschrei der Empörung zur Folge haben. Dabei sind sie im Grunde nichts Neues: Fliege spricht nur etwas salopper und direkter aus, was auch angesehenere Kirchenvertreter schon wiederholt öffentlich bekundet haben. „Der Tod Jesu war nicht notwendig, damit Gott sich mit uns versöhnt und uns vergibt“, predigte etwa Horst Gorski, Propst des Kirchenkreises Altona, am Karfreitag 2006.² „Die Botschaft Jesu war unabhängig von seiner Kreuzigung, und daher glaube ich nicht, dass das Kreuz eine Heilsbedeutung hat“, erklärte der Nürnberger Pfarrer Claus Petersen im Oktober 2007.³ „Ich glaube nicht, dass Jesus für unsere Sünden gestorben ist ... Gott hat nicht den Tod Jesu gewollt“, verkündigte der ehemalige Bonner Superintendent Burkhard Müller in einer Serie von Rundfunkandachten im Februar 2009.⁴ Und selbst der rheinische Präses und derzeitige EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider antwortete auf die Frage „Ist Jesus ‚für mich gestorben‘?“: „Nicht im Sinne einer stellvertretenden Übernahme von Strafe ... Der Tod Christi ‚an sich‘ hat keine Qualität ... Ich halte nichts von Interpretationen des Kreuzestodes, die sich

im Leiden suhlen.“⁵

Alle diese Äußerungen stießen – auch innerhalb der Landeskirchen – auf Kritik. Aber muss man sich wirklich über sie wundern, wenn man die folgenden Sätze liest, die der „bedeutendste Exeget des 20. Jahrhunderts“ und „einflußreichste Theologe dieses Zeitalters“,⁶ Rudolf Bultmann, schon 1941 schrieb: „Wie kann meine Schuld durch den Tod eines Schuldlosen (wenn man von einem solchen überhaupt reden darf) gesühnt werden? Welche primitiven Begriffe von Schuld und Gerechtigkeit liegen solcher Vorstellung zugrunde? Welch primitiver Gottesbegriff? Soll die Anschauung vom sündentilgenden Tode Christi aus der Opfervorstellung verstanden werden: welch primitive Mythologie, daß ein Mensch gewordenen Gotteswesen durch sein Blut die Sünden der Menschen sühnt! ... Diese mythologische Interpretation ... ist für uns nicht nachvollziehbar.“⁷

Nachvollziehbar oder nicht – diese „primitive Mythologie“ ist nun einmal die zentrale Heilsbotschaft des Neuen Testaments. Das versteht sogar mancher Atheist besser als viele „Christen“. Als die liberale amerikanische Pastorin Marilyn Sewell (die nicht an das Sühneopfer Jesu glaubt) dem Atheisten Christopher Hitchens Ende 2009 vorhielt, seine Kritik am christlichen Glauben treffe nur dessen fundamentalistische Ausprägung, entgegnete Hitchens: „Ich würde sagen, wenn Sie nicht glauben, dass Jesus von Nazareth der Christus und Messias war und dass er von den Toten auferstand und dass durch sein Opfer unsere Sünden vergeben sind, sind Sie in keiner sinnvollen Weise ein Christ.“⁸ Wie wahr!

Michael Schneider

- 1 *chrismon plus rheinland* 7/2010, S. 36.
- 2 www.predigt.de/predigt.php3?predigt=5778
- 3 *Die Welt*, 28.3.2009.
- 4 www.chrismon-rheinland.de/cpr/docs/mueller_andachten.pdf
- 5 *chrismon plus rheinland* 4/2009, S. 44, 46.
- 6 Werner Raupp: Art. „Bultmann, Rudolf (Karl)“, in: *Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon*, www.bbkl.de.
- 7 „Neues Testament und Mythologie“ (1941), in: *Kerygma und Mythos*, Bd. 1, Hamburg 1948, S. 20.
- 8 www.theberean.org/node/8548

Christus und die Heidenwelt

Zum Artikel von Willem J. Ouweneel in Heft 3/2010

Der als Denkanstoß gedachte Beitrag „Christus und die Heidenwelt“ hat nicht überall Zustimmung gefunden. Zur weiteren Auseinandersetzung mit dem Thema veröffentlichen wir hier einen Leserbrief, in dem eine abweichende Position vertreten wird.

Die Frage, was aus den Menschen wird, die nie das Evangelium von Jesus Christus gehört haben, hat wohl die meisten von uns schon einmal beschäftigt. Sind sie alle verloren? Beim ersten Überfliegen fand ich positiv, dass in dem Artikel versucht wird, darauf eine Antwort zu geben. Bei näherem Studium musste ich meinen Eindruck revidieren. Der Artikel enthält eine Reihe falscher Schlussfolgerungen und ist auch insgesamt in seiner Tendenz im Widerspruch mit der Schrift.

1. In 2Thess 1,8 werden zwei Gruppen von Menschen erwähnt, die der Herr bei seinem Kommen richten wird: A) die, „welche Gott nicht kennen“, und B) solche, „die dem Evangelium unseres Herrn Jesus Christus nicht gehorchen“. Beide Gruppen haben also Schuld auf sich gehäuft, weil die Unkenntnis von Gruppe A schuldhaft ist und Gruppe B dem Evangelium ungehorsam war. Wie kann man dann sagen, „dass zumindest einige von denen, die das Evangelium nicht kennen, ganz bestimmt der Vergeltung Gottes anheimfallen“? Das ist eine unzulässige Einschränkung der deutlichen Aussage dieser Stelle. Wie gesagt, ist die Unkenntnis Gottes von Gruppe A schuldhaft, denn sie könnten Gott aus der Schöpfung erkennen, aber sie ziehen daraus keine Konsequenzen; vgl. auch Röm 1,18ff.

2. „Leben im Geist der Torah“ – was ist darunter zu verstehen? Ist es

irgendein „überzeitliches Wort Gottes“ oder ist der Pentateuch gemeint? Röm 2,6–10 macht (neben anderen Stellen) in der Tat deutlich, dass Gott die Menschen nach ihren Werken richten wird. Aber wird hier ein Weg durch Werke zum ewigen Leben aufgezeigt? Nein, es ist ein Hinweis auf die Gerechtigkeit Gottes und die Verantwortlichkeit des Menschen, wie er mit dem umgeht, was ihm von Gott bekannt ist. Die von Ouweneel im Artikel angeführten Beispiele beziehen sich denn auch nicht auf Heiden, sondern auf Zacharias und Elisabeth, ein gläubiges jüdisches Ehepaar (Lk 1,6), und auf Kornelius und sein Haus, die bereits alle zu Gott umgekehrt waren (Apg 10,1.2). Es sind keine Beispiele von Heiden, die (fast) nichts von Gott wissen, aber „im Geist der Torah des Herrn“ leben. Übrigens fehlt das Wort „Geist“ bei Zacharias und Elisabeth, sie lebten tatsächlich in allen Geboten und Satzungen des Herrn.

3. Leider weist auch der Altar der Athener für den „unbekannten Gott“ nicht darauf hin, dass sie nebenbei etwa auch den Gott der Bibel verehrt hätten, wie der Verfasser uns glauben machen will. Das ist eine Verdrehung dessen, was Paulus in seiner Areopag-Rede (Apg 17,22–31) zum Ausdruck bringt! Paulus benutzt diesen Altar nur als Anknüpfungspunkt und „Aufhänger“ für seine Predigt, mehr nicht. Wenn die Athener diesen unbekanntem Gott tatsächlich gesucht hätten, wäre

ihnen dieser Altar besonders wichtig gewesen oder sie hätten ein Bewusstsein davon gehabt, dass ihre Götzenbilder den wahren Gott nicht repräsentieren können. Aber das Gegenteil war der Fall. In Wirklichkeit war dieser Altar nur eine Ergänzung ihres Pantheons, falls sie einen Götzen vergessen hätten. Die ablehnende Reaktion der Athener auf die Predigt des Paulus beweist, dass sie den „Agnostos Theos“ nicht gesucht haben.

4. Wenn die oben genannten Tatsachen richtig sind, dann stellt sich die Frage, wie ein Animist, Hindu, Buddhist oder Moslem „wahrhaft fromm sein“ und ohne das Evangelium zu Gott kommen kann. Es wird ihm nichts helfen, noch so aufrichtig Buddha, Allah oder Maria anzubeten oder „gute Werke“ zu tun. Petrus bringt in seiner Predigt sehr klar zum Ausdruck, dass nur in dem Namen von Jesus Christus das Heil zu finden ist (Apg 4,12). Nur in seinem Namen kann und muss (!) man errettet werden. Das geschieht nicht auf eine verborgene Weise, sondern durch die Predigt, wie Röm 10,14–17 aufzeigt. Darin wird unsere große Verantwortung für die noch Unerreichten deutlich.

5. Das Schlimmste an dem Artikel von Ouweneel ist jedoch die Vermischung von Theologie und Gottes Wort. Wenn man im Internet recherchiert, was die Begriffe Inklusivismus und Exklusivismus bedeuten, ist man erschrocken. Den Begriffen, die ungläubige Theologen für die Bekämpfung des ausschließlichen Charakters des Christentums entwickelt haben, wird hier ein biblisches Mäntelchen umgehängt. Die oben genannten Verdrehungen sind daher nicht zufällig.

Was bedeuten diese Begriffe?

„Der religiöse **Inklusivismus** erkennt an, dass auch andere Religio-

nen Heilsbedeutsamkeit besitzen können, dass aber diese Heilsbedeutsamkeit erst in der eigenen Religion zu ihrer vollen Entfaltung und Bedeutung gelangt. Die eigene Religion ist daher allen anderen überlegen. Der Inklusivismus stellt einerseits eine Gegenposition zum **Exklusivismus** dar, der die eigene Religion als einzige Religion im Besitz der Wahrheit sieht, aber andererseits auch eine Gegenposition zum **Pluralismus**, der zumindest einige andere Religionen als gleichwertig ansieht.“*

Wie aus dem Vorstehenden und der angezogenen Literatur deutlich wird, gibt der theologische Inklusivismus den Absolutheitsanspruch des Christentums auf. In dem Artikel nimmt Ouweneel diesen Begriff auf und versieht ihn zum Teil mit anderen Deutungen. Das ist eine gefährliche Vermischung. Der erste Satz nach Punkt e) auf S. 15 ist eine typisch inklusivistische Position: „Das Heil steht allen zur Verfügung, also auch denen, die das Evangelium nie zu hören bekommen, aber es beruht in jedem Fall auf dem Werk Christi.“ Das lehrt die Schrift so nicht. Es ist überaus bedauerlich, dass der Verfasser Anleihen bei ungläubigen katholischen/ökumenischen Theologen macht. Dabei kann nichts Gutes herauskommen, man wird die Wahrheit Gottes verfehlen.

Was Gott in seiner Weisheit und absoluten Gerechtigkeit (1Mo 18,25) und Barmherzigkeit (Ps 86,15) mit Menschen tun wird, die nie das Evangelium hörten, wissen wir nicht. Wir können höchstens versuchen, anhand der Bibel dazu eine gewisse Vorstellung zu gewinnen. Gott hat sicher Möglichkeiten, sich Menschen zu offenbaren, über die er uns keine Rechenschaft schuldet.

Herbert Briem

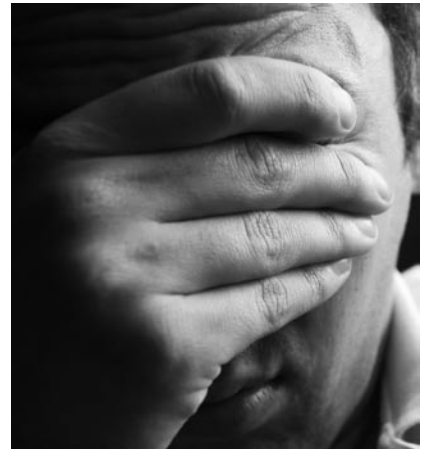
* <http://de.wikipedia.org/wiki/Inklusivismus>. Nähere Informationen zu diesen theologischen Begriffen findet man unter www.rpi-virtuell.net/workspace/users/535/Dialog-Themen/TPR-Kapitel07Endgültig.pdf. Dieser Aufsatz über Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus (auf Deutsch) stammt als Kap. 7 aus dem Buch von J. M. Vigil: *Teología del pluralismo religioso* (2005).

Gideon (7)

Die Belagerung ist beendet, die Feinde haben sich weitgehend selbst zugrunde gerichtet. Man hätte aufatmen, zufrieden nach Hause gehen und sich freuen können. Jedoch: es scheint so etwas wie ein ehernes Gesetz der Rivalität oder der Trennung zu geben, das immer dann wirksam wird, wenn Frieden und gemeinsame Freude möglich wären – erstaunlicherweise (gerade) auch unter Gläubigen/Geschwistern/Brüdern. Das Gesetz selbst folgt einem einfachen Prinzip: Sobald nämlich der von außen ausgeübte Druck auf eine bestehende Gemeinschaft nachlässt oder im günstigsten Fall ganz wegfällt, besinnt man sich auf die latent vorhandenen Unterschiede innerhalb der Gemeinschaft und wertet diese so weit auf, dass das Gemeinsame aus dem Bewusstsein verschwindet und damit der Trennung den Weg bereitet.

Dieses Gesetz verhinderte auch hier die gemeinsame Freude über den positiven Ausgang der Ereignisse: „Was ist das für eine Sache, die du uns getan, dass du uns nicht gerufen hast, als du hinzogest, um gegen Midian zu streiten!“ (Ri 8,1). Gideon erschrak. Heftig prasselten die Vorwürfe auf ihn ein, als er gerade im Begriff stand, sich über den glücklichen Ausgang der Operation gegen die Midianiter zu freuen. Männer von Ephraim waren, als die Schlacht bereits geschlagen und der Feind besiegt war, aufgetaucht und hielten Gideon vor, sie nicht berücksichtigt zu haben, als es um den Widerstand gegen die feindlichen Besatzer ging. Selbstverständlich hätten sie zur Verfügung gestanden, selbstverständlich hätten sie gerne geholfen, das Land zu befreien, wenn man nur von dem Vorhaben gewusst hätte. Aber offensichtlich sei man ganz bewusst ignoriert worden.

Bei den Männern von Ephraim scheint es eine Eigenart gewesen zu sein, durch die man sich in gewisser Weise definierte. Wenige Kapitel später wird Jephta gegenüber nämlich der gleiche Vorwurf erhoben wie hier gegenüber Gideon. Auch da fühlten sich die Männer von Ephraim unbeachtet und zurückgesetzt (Ri 12,1). Aber diese Eigenart findet sich nicht nur bei den Ephraimitern. Zu beobachten ist dieses Verhaltensmuster oft



Gekränkte Eitelkeit

Ein typischer Fall gekränkter Eitel-

da, wo es eine besonders heikle Situation zu bewältigen gilt, deren Ausgang zumindest ungewiss ist. Aber auch bei überschaubaren Vorhaben, die Zeit, Geld oder einfach Engagement erfordern und darauf angewiesen sind, dass viele mithelfen, ist es hin und wieder zu beobachten.

Als verantwortlich Beteiligter fühlt man in solchen Situationen einen heiligen Zorn aufsteigen. Am liebsten würde man den Beleidigten gehörig die Meinung geigen und den Hut aufsetzen. Gideon indes blieb ganz ruhig – zumindest hat es nach außen den Anschein, und so registrierten es wohl auch die Männer aus Ephraim. Damit hatte Gideon eine Basis geschaffen, auf der eine konstruktive Auseinandersetzung möglich wurde. Mit Fug und Recht hätte er lautstark auftreten und die Ephraimiten in die Schranken weisen können. Er hätte die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen als Unsinn oder Verleumdung brandmarken und ihre Zurücknahme einfordern können.

Zugegeben, als der Geist Gottes über ihn gekommen war und er den Entschluss gefasst hatte, sein Volk von den Midianitern zu befreien, da hatte er zunächst Boten nach Manasse und dann noch nach Aser, Sebulon und Naphtali gesandt (Ri 6,35) – nicht aber nach Ephraim. Die Gründe dafür werden nicht explizit genannt, aber wenn schon die Zahl der Männer, die aus diesen vier Stämmen kamen, für das geplante Vorhaben deutlich zu groß war, dann wäre es unsinnig gewesen, in weitere Stämme zu senden, um Freiwillige zu rekrutieren.

Als schließlich die Verfolgung der Fliehenden anstand, hatte Gideon sehr wohl in Ephraim um Hilfe nachgefragt. Und sie waren auch gekommen. Sie hatten die von Midian be-

setzten Gewässer und den Jordan zurückerobert und sogar zwei feindliche Fürsten erschlagen. Nur war ihnen das nicht genug der Ehre, sie wollten am gesamten Unternehmen beteiligt gewesen sein, nicht nur in dessen Endphase.

Gelungene Kommunikation

Erstaunlich, wie Gideon darauf zu reagieren weiß: *„Was habe ich nun getan im Vergleich zu euch? Ist nicht die Nachlese Ephraims besser als die Weinlese Abiesers? In eure Hand hat Gott die Fürsten von Midian ... gegeben; und was habe ich tun können im Vergleich zu euch?“* (Ri 8,2f.) Ein Musterbeispiel gelungener Kommunikation – insbesondere wenn man bedenkt, dass diese Worte in einer Situation gesagt wurden, die durch verbale Angriffe auf den Redenden gekennzeichnet war: *„sie zankten heftig mit ihm“* (8,1). Nachdem Gideon zunächst ganz ruhig geblieben war und die Vorwürfe angehört hatte, griff er nun seinerseits nicht an, konterte auch nicht durch Selbstverteidigung. Vielmehr nahm er sich und seine Familie ganz zurück und ordnete sie denen aus Ephraim unter. Er bewertete das eigene Handeln als minderwertig im Vergleich zu demjenigen der Ephraimiten, deren Tun von Gott offensichtlich gesegnet sei.

Es gehört gewiss eine gehörige Portion Selbstverleugnung dazu, wenn man auf diese Weise Angriffe pariert. Aber wenn es gelingt – und das wird es nur, wenn es mit einem hohen Maß an Authentizität gepaart ist –, dann hat man große Chancen, den Gegner zu gewinnen. *„Eine gelinde Antwort wendet den Grimm ab, aber ein kränkendes Wort erregt den Zorn“* (Spr 15,1), sagt Salomo, und dem ist nicht viel hinzuzufügen – wenn nur das Prakti-

zieren nicht so schwer wäre. Hier stellte sich indes unmittelbarer Erfolg ein: Die Männer von Ephraim ließen sich beruhigen: „da ließ ihr Zorn von ihm ab“ – Gideon hatte seine Widersacher gewonnen.

Gnadenlos

Gideon war kein Heiliger, Gideon war ein Mensch, wie wir Menschen sind, mit Stärken und Schwächen, mit Vorzügen und Fehlern. Selbstverständlich dürfen wir ihn nicht mit neutestamentlichen Maßstäben messen, er lebte vor mehr als 3000 Jahren, und zwar in einem kulturellen Umfeld, das mit dem unseren nicht annähernd vergleichbar ist.

Gideon war ein junger Mann, der sich bereitwillig in den Dienst für sein Volk stellte. Aber er war nicht immer auf jener charakterlichen Höhe, die er in der Auseinandersetzung mit den

Männern von Ephraim gezeigt hatte. Als er mit seinen 300 Mann auf der Suche nach weiteren midianitischen Fürsten „ermattet und nachjagend“ (Ri 8,4) die Stadt Sukkoth erreichte, dort nach Lebensmitteln fragte und ihm diese mit dem Hinweis verwehrt wurden, dass ja noch lange nicht ausgemacht sei, ob er in der Jagd auf die Könige wirklich erfolgreich sein werde, da wurde Gideon nicht nur ärgerlich, da drohte er sogar mit martialischer Vergeltung für den Fall, dass er die Könige doch fassen würde. Und diese Drohung wiederholte er gegenüber den Bewohnern von Pnuel, die er ebenfalls um Nahrungsmittel gebeten und die genauso geantwortet hatten wie die Leute von Sukkoth.

Es blieb nicht bei den Drohungen – insofern war Gideon auch zuverlässig. Aber eben auch hart und grausam! Nachdem er erfolgreich gegen das Lager der Midianiter vorgegangen war und die gesuchten Könige gefangen genommen hatte, machte er seine Ankündigungen wahr – wobei er weder Demut noch Gnade zeigte.

Die fehlte auch in der letzten Phase seines kurzen Kriegerlebens. Sebach und Zalmunna, die beiden midianitischen Könige, hatten die Niederlage ihres Volkes miterlebt und überlebt. Als Gefangene wurden sie nun – so wie es eben bei kriegerischen Auseinandersetzungen üblich war – im Triumphzug ab- und vorgeführt. Wir nehmen zu Gideons Gunsten an, dass es zutraf, was er den beiden antwortete, als sie auf seine Frage hin die Männer beschrieben, die sie bei Tabor erschlagen hatten. „So wahr der HERR lebt, wenn ihr sie am Leben gelassen hättet, so erschläge ich euch nicht!“ (Ri 8,19) Da er in ihrer Beschreibung jedoch seine beiden Brüder erkannte, fasste er den Entschluss, die beiden



umbringen zu lassen. Dass dies durch seinen ältesten Sohn erfolgen sollte, der zu diesem Zeitpunkt noch ein Junge war, kann man nur als Verhöhnung der zum Tod Bestimmten erklären. Als sein Sohn sich weigerte, stieß Gideon selbst die Gefangenen nieder.

Ob diese Hinrichtungen nach damaligem Kriegsrecht legitim waren, bleibt dahingestellt. Ob sie im Sinne Gottes geschahen, ist zweifelhaft. Elia sagte einige Jahre später zu König Joram, der die mit Blindheit geschlagenen Syrer töten wollte: *„Du sollst nicht schlagen. Würdest du die schlagen, welche du mit deinem Schwert und mit deinem Bogen gefangen genommen hättest? Setze ihnen Brot und Wasser vor, dass sie essen und trinken und dann zu ihrem Herrn ziehen“* (2Kö 6,21). Das war mehr als Kriegsethik (falls es so etwas Absurdes wirklich gibt), das ist ein göttliches Prinzip. Die Hand zu erheben gegen den, der sich nicht wehren kann, ist nicht von Gott gewollt. Nur einmal wollte Gott, dass ein Wehrloser zum Spielball seiner Feinde wurde. Und dieser Eine war sein eigener Sohn.

Dass Gideon die beiden tötete, entsprang seinem Rachegefühl, nicht ei-

ner Notwendigkeit – und sehr wahrscheinlich nicht Gottes Willen. Ganz sicher aber war es nicht Gottes Wille, dass er anschließend die Halbmonde nahm, mit denen die beiden Könige ihre Kamele geschmückt hatten. Er nahm sie nicht nur als Trophäen, er nahm sie, weil es Amulette – Glücksbringer waren.

Ambivalenz

Die Bibel ist ein phantastisches Buch. Sie lässt uns etwas von Gott selbst erkennen, und sie erklärt uns seinen Willen. Den verdeutlicht sie uns an Personen, die ihn manchmal tun – und die ihn zuweilen ignorieren und gelegentlich sogar das Gegenteil davon tun. Manchmal sind es ein und dieselben, die mal so und mal so handeln. Und Gottes Wort verschweigt es nicht.

Es wäre doch etwas Kleines gewesen, die Ära Gideons da enden zu lassen, wo er Midian besiegt hatte. Die Sache mit den beiden Königen und was sich danach noch ereignete, hätte doch ebenso verschwiegen werden können, wie so vieles aus der Zeit der Richter uns verborgen bleibt. Wir hätten ihn als den Prototyp eines gottgefälligen jungen Mannes in Erinnerung,

**Eine sanfte Antwort
wendet Grimm ab,
aber ein kränkendes Wort
erregt Zorn.**

(Sprüche 15,1)

der sich selbstlos der Sache Gottes verschreibt und sein Volk rettet.

Aber so ist Gottes Wort eben nicht. Es schildert uns den ganzen Menschen – und der ist mal so und manchmal leider ganz anders. Bei Gideon wird das ganz besonders deutlich. Eben noch hatte er sich in vorbildlicher Weise gegenüber den Männern aus Ephraim verhalten, da ermordete er die beiden Könige, die gefangen vor ihm standen. Und als wäre das nicht genug, sattelte er noch eins drauf, indem er die goldenen Halbmonde ihrer Kamele nahm.

Wie viel Zeit zwischen diesem und den anschließend geschilderten Ereignissen lag, bleibt unklar. Zur Einschätzung Gideons wird uns seine vorbildliche Reaktion auf das Ansinnen seiner Volksgenossen geschildert, die ihn zu ihrem König und Anführer machen wollen. Verstehen kann man deren Ansinnen durchaus, wenn man sich die Situation der vergangenen Jahre verdeutlicht, in denen es wegen der Bedrohung durch Midian immer wieder zu schlimmen Hungersnöten gekommen war. Und Gideon war es ja gewesen, der die Midianiter gänzlich vertrieben und das Land wieder befreit hatte. Verstehen könnte man auch, wenn Gideon eingewilligt hätte. Das Angebot war äußerst verlockend. Nicht nur ihm, auch seinem Sohn und seinem Enkel sollte das Königtum in Israel gehören. Damit hätte seine Familie nicht nur ausgesorgt gehabt, auch sein Ansehen innerhalb seines Volkes wäre nicht mehr zu überbieten gewesen.

Verständnis kann man aber nur dann wirklich aufbringen, wenn man ausblendet, dass es sich bei Israel nicht um ein gewöhnliches, sondern um Gottes Volk handelte. Im Wort-sinn. Und damit war Gott selbst ihr

König und Anführer – jedenfalls war es so von Gott gedacht und vielfach bezeugt. Dass es in der jüngsten Vergangenheit zu Bedrohungen und Hungersnöten gekommen war, war ja nicht auf die Abwesenheit oder das Nichtvorhandensein eines Königs zurückzuführen, sondern auf die Sünde Israels, das sich bewusst von Gott abgewendet hatte und anderen Göttern gefolgt war.

Es scheint so, als habe Gideon diese realistische Sichtweise auch gehabt – ob in der gesamten Tragweite, bleibt unklar, ist aber durchaus denkbar. Jedenfalls lehnte er das Angebot kategorisch ab. Es gehört zu den Höhepunkten seiner Laufbahn, was er den Männern sagte, die ihm dieses verlockende Angebot machten: *„Nicht ich will über euch herrschen, und nicht mein Sohn soll über euch herrschen; der HERR soll über euch herrschen“* (Ri 8,22).

Dem ist nichts hinzuzufügen, einfach vorbildlich. Aber – und da haben wir die andere Seite wieder, die uns manchmal kennzeichnet – gleichzeitig schielte Gideon nach dem Gold seiner Landsleute, mit dem er sich ein Ephod zu machen gedachte – ein Götzenbild!

„Alles, was zuvor geschrieben ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben“ (Röm 15,4). Auf jeden Fall aber nicht, damit wir uns über die überheben, die beschrieben werden. Wer hätte das Recht, sich über Gideon zu stellen? Jeder, der sich selbstkritisch prüft, weiß um die Ambivalenz seines Verhaltens. In Hebräer 11 wird Gideon unter den Glaubenshelden genannt. Nicht ausführlich, dafür hatte der Schreiber keine Zeit. Aber der Heilige Geist hielt es für wichtig, auch ihn dort aufzulisten. Zu unserer Belehrung eben.

Horst von der Heyden

„Deine Füße, bitte!“

Die beeindruckende symbolische Handlung der Fußwaschung berührt uns noch heute. Mit ihr übermittelt Jesus seinen engsten Freunden kurz vor seinem Tod noch eine wichtige Botschaft.

Joh 13,1–3: Die ersten drei Verse ordnen die Geschichte der Fußwaschung zeitlich in den Zusammenhang ein. Es ist Gründonnerstag, Vorabend der Passion. Johannes berichtet vom letzten gemeinsamen Abendessen Jesu mit seinen Jüngern in Jerusalem. 24 Stunden später liegt Jesus im Grab. Ihm ist bewusst, dass er in wenigen Stunden in den Händen seiner Feinde sein wird, dass er gefesselt, geschlagen, gefoltert und schließlich gekreuzigt werden wird. Am nächsten Tag wird er sterben – stellvertretend für die Schuld der Menschen. Vorher muss er unbedingt noch etwas loswerden, das ihm wirklich wichtig ist. Er will seinen engsten Freunden noch einmal ganz deutlich machen, wie sehr sie ihm am Herzen liegen. Diese zwölf jungen Männer, vermutlich um die 20 Jahre alt, die manchmal eher wie eine Gurkentruppe wirken – sie bedeuten ihm unheimlich viel.

Die Verse ordnen den Text aber auch in den größeren inhaltlichen Zusammenhang ein. Einerseits wird Jesus schon bald misshandelt werden und sterben, er wird in die Hand gewissenloser, grausamer Menschen geraten. Andererseits gibt es eine konträre Wirklichkeit dahinter, und in der zeigt sich, wer am Ende wirklich gewinnt. Letztlich hat Jesus Macht über alles, er hat alles in der Hand. Jesus kam von Gott, seinem Vater – mit dem Auftrag, Gott und Menschen wieder zusammenzubringen. Er geht wieder zu seinem Vater, wenn er seinen Auftrag erledigt hat.

Diese Dimension bleibt den Jüngern zunächst völlig verschlossen. Sie haben bislang nur gemerkt, dass die Stimmung der Menschen in Jerusalem deutlich gekippt ist. Von der anfänglichen Begeisterung der Bevölkerung ist nicht mehr so viel zu spüren. Die Menge jubelt Jesus nicht mehr so



zu wie früher. Es ist irgendwie gefährlicher für sie geworden, riskanter – offensichtlich braut sich etwas gegen sie zusammen. Viel mehr haben sie zunächst nicht im Blick.

Deswegen ist das Abschiedessen der Jünger mit Jesus (nur Jesus wusste es als solches einzuordnen) zunächst auch nicht besonders feierlich, besinnlich oder bewegend ... im Gegenteil. Zunächst herrscht einmal dicke Luft: Die Füße der Jünger sind nämlich nicht besonders vorzeigbar. Damals saß man nicht beim Essen, sondern man lag eng an- und nebeneinander auf einer Polsterbank um den Tisch, mit nackten Füßen. Das hatte einen Haken: Im staubigen Israel trug man meist offene Sandalen, natürlich ohne Socken. Selbst wenn man sich frisch machte für ein feierliches Essen, sobald man mit diesen offenen Sandalen durch die trockenen, dreckigen Straßen ging (ohne Bürgersteig, ohne geteerte oder gepflasterte Wege), sammelte sich an den Füßen einiges an Schmutz und Staub. Auch wenn man beim Essen die Füße dezent nach hinten wegstreckte – das muffelte ganz ordentlich, und für die Polster war das auch nicht gerade optimal. Das war nur auszuhalten, wenn man den Dreck und den Staub der Straße vor dem Essen abwusch (ganz abgesehen davon, dass man mit der Hausherrin ja auch keinen Ärger wollte).

Jedenfalls: Normalerweise hätten die Jünger sich den Staub und Dreck beim Betreten des Hauses von den Füßen waschen lassen müssen. Das Fußwaschen war noch nicht einmal eine religiöse Handlung – es gehörte einfach zur täglichen Reinigung am Abend bzw. zur freundlichen Begrüßung des Besuchs. In der Regel sorgte der Gastgeber für einen Diener, der diese niedere Tätigkeit übernahm (Lk

7,44; 1Tim 5,10). Zwar standen auch hier im Obergeschoss des Jerusalemer Hauses, das sehen wir gleich, eine Waschschüssel und ein Handtuch parat, aber anscheinend gab es keinen Hausdiener. Der Gastgeber hatte ihnen wohl nur den Raum zur Verfügung gestellt, ohne selbst anwesend zu sein (vgl. Lk 22,7ff.). Vielleicht haben sich die Zwölf beim Hereinkommen unauffällig nach einem Sklaven umgeschaut („Ja, wo ist er denn?“) – und sich dann etwas betreten eben einfach so zum Tisch begeben, leise die Sandalen abgestreift und zum Essen hingelegt. Handtuch und Wasser stehen bereit, aber ... keiner bringt es über sich, seinen Kollegen oder wenigstens Jesus die Füße zu waschen. Keiner will diese Drecksarbeit übernehmen – dann lieber einfach mit schmutzigen Füßen Passah feiern. Sie fangen halt so an zu essen. Dann muffelt es halt ein bisschen; und die Polster – na gut, die müssten eh mal gewaschen werden. (Typisch Mann, oder? Das ist in etwa so feinfühlig, als ob eine Fußballmannschaft nach 90 Minuten Rennen, Treten und Schwitzen auf die Dusche verzichtet und direkt mit Gras unter den Stollenschuhen das nächste Restaurant ansteuert.)

Einer hält das nicht aus: Jesus.

13,4f.: JesusschnaptsichdieWaschschüssel und das Handtuch und legt beim ersten Jünger los: „Deine Füße bitte!“ Die Zwölf sind perplex. Ich kann mir vorstellen, wie Petrus' Kopf rot anläuft. Er denkt vielleicht an den Staub und Dreck an seinen Füßen. Andere müssen plötzlich an ihre ungepflegten Fußnägel, die Schweißfüße und die Hornhaut denken. Bei einem Hausdiener wäre ihnen das ja egal gewesen, aber bei ihrem Herrn und Meister?

Wieder sagt Jesus: „Deine Füße, bitte!“ Die Jünger sind entgeistert. Er meint es tatsächlich ernst. Er macht sich zum Hausdiener. Der Jünger ganz links fragt sich sicher: Warum muss Jesus gerade bei mir anfangen, was soll ich jetzt bloß tun? Nur zögernd streckt er die Füße hin. Und Jesus holt während des Essens nach, was man normalerweise vorher gemacht hätte: Die Füße der Beteiligten so sauber zu waschen, dass man angenehm und ohne Geruchsbelästigung gemeinsam zu Tisch liegen konnte. In Vers 3 wurde es eben noch betont: Jesus weiß, dass sein Vater, Gott, ihm alles in seine Hände gegeben hat. In diesen Händen liegt jetzt aber nicht die Milchstraße, nicht der Planet Erde, sondern ... die verschwitzten Füße seiner Jünger! Und es scheint ihn nicht mal zu stören?!

Jesus geht in Seelenruhe von einem Jünger zum anderen, vielleicht ist er als Nächster bei Philippus. Er wäscht ihm den Straßenstaub von den Füßen, den Dreck. Beklemmendes Schweigen. Und es dauert: Jeder kommt einzeln dran. Jeder bekommt die Füße ausgiebig gereinigt und abgetrocknet. Erst links, dann rechts. Dann ist

vielleicht Nathanael Bartholomäus dran – Jesus nimmt sich jeden Zeh einzeln vor. Jesus will nicht möglichst schnell fertig werden nach dem Motto „Wenn es sonst keiner macht, muss ich halt ran“. Nein – er macht es offenkundig gerne und gründlich. Keiner der Jünger fühlt sich ganz wohl dabei, dass ihr Rabbi so eine peinliche, eklige Sklavenarbeit macht – aber sie lassen es schweigend geschehen. Was sollen sie denn auch sonst machen?

13,6f.: Dann ist Petrus an der Reihe – mit einer Geste fordert Jesus auch ihn auf, ihm seine Füße hinzuhalten. Und Petrus spricht wieder einmal aus, was wahrscheinlich auch alle anderen denken. Er protestiert, er wehrt sich, impulsiv wie immer. „Jesus, Herr – das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?“ Die Jünger reden Jesus mit „Herr“, „Lehrer“ oder „Rabbi“ an, sie verehren ihn. Sie laufen permanent im Gänsemarsch hinter ihm her – Jesus ist ihr Anführer, ihr Meister, aber doch nicht ihr „Fußputzer vom Dienst“?! Unerträglich: Das passt nicht zu seiner Rolle. Der macht sich die Hände schmutzig? Der Chef kniet vor den Mitarbeitern und macht die Drecksarbeit für



sie? Absurd! Das ist Petrus unangenehm. Er wehrt ab!

Jesus antwortet ihm nur: „Ich erkläre es dir später, komm, gib deine Füße her!“ „Später“: Vieles, was Jesus sagte, erschloss sich den Jüngern erst nach dessen Tod und Auferstehung. Vorher musste es rätselhaft bleiben. Im Nachhinein begreifen sie diese Fußwaschung als Schlüsselmoment ihres gemeinsamen Weges. Gemeint ist mit Jesu Worten: „Lieber Petrus, noch ahnst du nicht, dass das erst der Vorgeschmack ist für die viel größere Demütigung, die ich morgen auf mich nehmen werde. Morgen hänge ich wie ein Verbrecher am Kreuz. Petrus, im Nachhinein wirst du es kapieren.“

Er hat ihnen bereits zuvor seine Grundhaltung erläutert: *„Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösegeld für viele hinzugeben“* (Mt 20,28 NGÜ). Damit wir Menschen uns mit unserer Last nicht mehr quälen müssen, nimmt Jesus sie auf sich. Paulus drückt es später so aus: *„Er, der Gott in allem gleich war und auf einer Stufe mit ihm stand, nutzte seine Macht nicht zu seinem eigenen Vorteil aus. Im Gegenteil: Er verzichtete auf alle seine Vorrechte und stellte sich auf dieselbe Stufe wie ein Diener. Er wurde einer von uns – ein Mensch wie andere Menschen. Aber er erniedrigte sich noch mehr: Im Gehorsam gegenüber Gott nahm er sogar den Tod auf sich; er starb am Kreuz wie ein Verbrecher“* (Phil 2,6–8). Jesus nimmt alles auf sich, weil ihm viel an seinen Jüngern liegt – und an uns. Später wird auch Petrus das gut verstehen – aber so lange kann er natürlich nicht warten.

13,8: Petrus bleibt stur: „Das geht doch nicht! Einspruch!“ Er sträubt

sich. Von einem Diener hätte er sich den Fuß waschen lassen, natürlich. Aber von Jesus, seinem Meister, den er hoch achtet?! Und Jesus reagiert auf Petrus' Zurückhaltung nicht gerade beiläufig, etwa: „Gut, wer nicht will, hat schon. Johannes, dann mache ich eben bei dir weiter.“ Nein: es ist schon erstaunlich, welche scharfe Antwort Jesus gibt: *„Wenn ich dir deine Füße nicht waschen darf, hast du keine Gemeinschaft mit mir.“* Wir hätten eine andere Argumentation erwartet: „Petrus, überleg doch mal: Wenn ich dir deine Füße nicht wasche, machst du die Polster dreckig!“

Petrus will ablehnen, vielleicht ruft er: „Lass, Jesus, das ist mir jetzt echt unangenehm! Meine letzte Fußpflege ist schon etwas länger her. Ich will nicht, dass du meine Füße so siehst, geschweige denn anpackst. Wenn dich der Dreck so stört – komm, ich mach das eben selbst. Gib mir kurz das Handtuch, ich wasche mir halt selbst die Füße! Das geht doch nicht, dass du vor mir kniest!“ Jesu scharfe Antwort („Entweder ich wasch dir die Füße oder wir haben nicht viel gemeinsam“) zeigt: Es geht um mehr als nur um Hygiene. Es muss eine tiefere Bedeutung hinter der Fußwaschung stecken. Es wird klar, dass es hier um mehr geht als um den Dreck aus den Gassen von Jerusalem. Wenn es nur um den Staub des Weges gegangen wäre, hätte Jesus nicht gesagt: „Du wirst es später verstehen“ – das hätte Petrus nämlich sofort verstanden.

Jesus erträgt es, dass Petrus störrisch, schwer von Begriff und impulsiv ist – aber dass er es ablehnt, sich durch ihn so dienen zu lassen ... das kann er nicht zulassen. Jesus macht damit deutlich: „Auch wenn du am liebsten alles selber machst: Das musst du dir jetzt gefallen lassen. Wenn du

ablehnst, was ich dir schenken will, lehnt du *mich* ab. Ich weiß, was du brauchst. Lass es zu! Nur ich schenke dir die Reinheit, die du brauchst, um in Gottes Nähe kommen zu können!“ Jesus will Petrus damit sagen: „In jedem Leben sammeln sich Dreck und Schmutz an – Fehler und Schuld. Das stört die Verbindung zwischen dir und Gott. Das kriegst du nicht allein weg, Petrus!“ (Vgl. Jer 2,22.)

Wir fahren gerne mit unseren Kindern an die Nordsee. Badekleidung, eine Schaufel und viel Sand, viel mehr brauchen kleine Kinder dort nicht. Irgendwann merkten unsere Kinder leider, dass Sand zwar ganz interessant, das Watt aber noch viel spannender ist: besser zu formen, eine lustigere Substanz, einfach eine rundum tolle Matsche. Die Perspektive der Eltern ist da leicht abweichend: Ein Kind, das bis zum Bauchnabel aussieht und riecht wie Watt, kann man nicht mehr einfach so zurück in die Ferienwohnung nehmen und aufs Sofa setzen. Und das Zeug klebt, gerade wenn es angetrocknet ist! Also muss vor dem Rückweg erst einmal alles sorgfältig abgeduscht werden. So ist das hier auch. Die Jünger kennen diese Bilder-

sprache aus ihren Heiligen Schriften, aus dem Alten Testament (vgl. z. B. Ps 51,4; Jes 64,5; Hes 36,25). Jesus sagt Petrus durch diese symbolische Handlung: „Der Dreck deines Lebens, der Schmutz deiner Fehler macht es unmöglich, dass du Gott nahe kommen kannst. Aber ich mache dich sauber. Darum geht es.“

Trotzdem: Für Petrus war es zuerst gewöhnungsbedürftig, dass der Messias vor ihm kniet und seinen Stinckenfüßen näher rückt. Das ist auch heute noch für manchen unvorstellbar, dass Gottes Sohn sich so klein macht. Unerträglich überhaupt der Gedanke, dass wir darauf angewiesen sind, dass der große Gott sich zu uns herablässt. Lieber kommen wir auf sein Niveau, oder? Kriegen wir das nicht selber irgendwie hin? Nein – Glaube und Vergebung der Schuld ist ein Geschenk, kein Verdienst (Eph 2,8–10). Wer allein mit seiner Schuld fertig werden will, mit seiner Lebenslast, wird scheitern.

Sind wir nah dran an Gott, in Kontakt mit Jesus? Das hängt davon ab, ob wir eine weiße Weste haben, ob wir „sauber“ sind. Diese Ausdrucksweise kennt man noch heute aus



manchen Filmen: Wenn beispielsweise jemand zum US-Präsidenten oder einem geschützten VIP möchte, wird er erst einmal vom Sicherheitsdienst auf Waffen hin abgetastet, bevor er reindarf. Wenn der keine Waffen findet, heißt es lapidar: „Er ist sauber“, d. h. er kann passieren. „Er ist sauber“ – das ist auch der Satz, der mich zu Gott kommen lässt – oder eben nicht. *„Wenn wir behaupten, mit Gott verbunden zu sein, in Wirklichkeit aber in der Finsternis leben, lügen wir, und unser Verhalten steht im Widerspruch zur Wahrheit. [...] Doch wenn wir unsere Sünden bekennen, erweist Gott sich als treu und gerecht: Er vergibt uns unsere Sünden und reinigt uns von allem Unrecht, das wir begangen haben“* (1Joh 1,6.9).

Vielleicht sagt Jesus auch dir heute: „Deine Füße bitte! So wie du aussiehst, kannst du nicht in die Nähe des heiligen Gottes.“ Jesus will das ändern – er nimmt sich Zeit für dich. Jesus kommt dir nah. Jesus beugt sich herunter zu dir. Es widerstrebt dir vielleicht: „Äh, Jesus, ich komme schon allein klar, lass mal ...“ Willst du Gott wirklich auf Abstand halten? Er kann uns nicht reinigen, ohne uns zu berühren. Das wird persönlich! Jesus sagt dir: „Deine Füße bitte!“, auch wenn du da besonders kitzlig bist; auch wenn du Plattfüße, Käsefüße und Hornhaut in rauen Mengen hast. Auch wenn man deinen Füßen ansieht, dass du mit ihnen schon weite Wege und einige Umwege gegangen bist; auch wenn du deine Füße nicht jedem zeigen willst – ihm solltest du sie zeigen!

Was das heißt? Jesus berührt uns da, wo wir am schmutzigsten sind. Er fasst uns da an, wo es uns peinlich ist – und auch ein bisschen unangenehm; da, wo die Schwielen sind. Vielleicht will Gott dich berühren bei

deinem Umgang mit Geld oder deinem Umgang mit Worten. Vielleicht bei deinem Umgang mit der Sexualität, mit Pornografie; bei dem Umgang mit deiner Familie oder dem Umgang mit deiner Vergangenheit. Was immer dich von Gott trennt, wo immer du auch Fehler gemacht hast: Gott kann die Schuld und die Last deines Lebens nicht auf sich nehmen, wenn du sie nicht in seine Hände gibst. „Wasch mich, aber mach mich nicht nass“ – das funktioniert nicht! Die Begegnung mit Gott kann unter Umständen ein wenig peinlich und unangenehm für dich sein – aber sie ist vor allem heilend, befreiend, wohltuend! Jesus sagt dir: „Gib mir deine Füße – dass sie dreckig sind und stinken, weiß ich selbst – genau deswegen will ich sie ja haben! Ich kann das ändern.“ Er will deine Fehler vergeben, die Sünde, die an dir klebt, wegwaschen. Er will, dass du sauber und glänzend vor ihm stehst, dass du Gottes wohltuende Nähe erleben kannst, seine Geborgenheit und Liebe.

13,9: Petrus versteht langsam: Gemeinschaft mit Jesus gibt es nur ohne den Dreck und Schmutz seines Lebens. Er gibt nach. Er ist endlich bereit, seine Füße von Jesus waschen zu lassen. Mehr noch: er fällt augenblicklich ins andere Extrem. Typisch Petrus mal wieder. Was für ein „Pendelschlag“: immer ganz oder gar nicht. Wenn schon, denn schon! „Dann will ich mehr! Nicht nur ein Fußbad, ein Vollbad will ich dann! Inklusive Haarewaschen!“ Wieder rückt Jesus ihn ganz geduldig aufs rechte Gleis.

13,10f.: Einige Jahre habe ich mein Studium als Fensterputzer finanziert, an studienfreien Tagen in Geschäften, Arztpraxen und Autohäusern den Ein-

wascher und Wischer geschwungen. Den Kunden haben wir unseren Service immer in zwei Varianten angeboten: einerseits als normale regelmäßige Reinigung und andererseits als besondere „Grundreinigung“. Ungefähr zweimal im Jahr muss man bei Schaufensterscheiben und Fensterflächen eine Grundreinigung machen, d. h. besonders gründlich putzen, auch den Fensterrahmen innen und außen reinigen und mit dem Schaber in der Hand wirklich auch den letzten Fliegendreck restlos entfernen. So einen Unterschied zwischen laufender Reinigung und Grundreinigung macht Jesus hier auch – bei ihm muss es die Grundreinigung aber nur ein einziges Mal geben, nicht halbjährlich.

Jesus erläutert die symbolische Handlung durch die Unterscheidung zwischen einem Vollbad und einem Fußbad:

- Wenn ein Mensch erstmals ein Leben mit Gott beginnt und ihn bittet, dass er ihm seine Schuld vergibt, ist er in Gottes Augen wie „frisch gebadet“: sauber und gut duftend, grundgereinigt (vgl. Tit 3,5; Hebr 10,22f.; Eph 5,26; noch heute symbolisch durch die ebenfalls nicht wiederholbare Taufe ausgedrückt, vgl. Apg 22,16). Diese einmalige grundlegende Lebensumkehr kann und muss nicht wiederholt werden!

- Wenn wir nach der Umkehr zu Gott wieder Fehler machen, neue Schuld auf uns laden (und wir holen uns laufend dreckige Füße!), bietet Gott uns an, dass wir immer wieder zu ihm kommen dürfen, um notwendige Vergebung zu empfangen. Ohne laufende Vergebung steht das ewige Heil nicht in Frage, aber man verliert die direkte Verbindung mit Gott. Das ist wie in einer langjährigen Partnerschaft – nur dass man rechtlich gese-

hen verheiratet bleibt, garantiert noch keine gute und intensive Beziehung.

Jesus sagt seinen Jüngern: „Ihr seid sauber – aber nicht alle.“ Die Jünger wissen zunächst nicht genau, worauf er anspielt, sie wissen noch nicht, dass Judas ihn verraten wird. Ihm hilft das Fußwaschen nicht weiter, er hat nie – im Bild gesprochen – „gebadet“. Was für eine Warnung: Selbst ein Mensch, der über Jahre dicht dran und eng dabei ist, kann das Wesentliche, kann die Rettung verpassen. (Auch in der Gemeinde kann man wunderbar mitlaufen und mitsingen und sogar mitarbeiten – aber weit weg von Gott sein ...)

13,12–17: Jesu Aktion hat tiefen Eindruck gemacht, aber er merkt, wie die Jünger mal wieder nicht besonders viel verstehen. Er legt aber Wert darauf, dass seine Botschaft richtig ankommt, und erklärt es ihnen noch einmal. Zunächst betont er: „Euer Unbehagen eben war richtig. Ja – ich bin euer Herr und Meister. Und trotzdem habe ich vor euch gekniet und nicht umgekehrt. Ich habe euch die Füße gewaschen, die Drecksarbeit gemacht. Wenn ich das hinbekomme, meint ihr nicht, das schafft ihr auch?“ Jesus findet nicht nur schöne Worte über die Liebe, er formuliert nicht nur nette, wohlthuende Sätze über Demut, er lebt es vor – zu unseren Gunsten. Und er erwartet von uns, dass wir ihm das nachahmen. Jesus fordert uns heraus: „Ich habe es euch vorgemacht – jetzt wascht euch gegenseitig auch die Füße! Ihr habt nicht einen so weiten Weg nach unten wie ich.“

Damit wechselt Jesus die Perspektive: Ging es bis jetzt um das Verhältnis zwischen den Jüngern und Gott, geht es jetzt um ihr Verhältnis untereinander. Er fordert sie (und damit uns) auf, seinem Beispiel der gelebten Demut

zu folgen. Jesus will nicht unbedingt ein neues Ritual neben dem Abendmahl einführen,* es geht um das dahinterstehende Prinzip. Jesus sagt: „Geht hin zu anderen Christen, an denen Schmutz und Dreck klebt. Sagt ihnen, wie ich es getan habe: ‚Deine Füße bitte!‘“

Dienst am Nächsten bedeutet, konstruktiv und hilfreich zu sein, wenn andere Menschen im Dreck stecken. Wir können es kaum vermeiden, mit Schmutz in Kontakt zu kommen. Was wir erleben, sehen und tun, irritiert oft den Kontakt, die Gemeinschaft mit Gott. Immer wieder geraten auch bei uns Menschen aus der Gemeinde oder Menschen aus unserem Umfeld in Pfützen, tief in den Dreck dieser Welt. Jesus sagt uns: „Wenn ihr seht, wie Ehen auf der Kippe stehen; wie in Familien Vertrauen zerstört wird; wie jemand gefährlich lebt; wie Lügen Eigenleben entwickeln; wie sich jemand in einem blöden Streit verrannt hat; wie Geld oder Macht als Gift in einem Leben wirken ... dann überlegt, was den Betroffenen hilft, was sie von dem Mist, der an ihnen haftet, befreit (z. B. für sie beten; alles tun, um eine Klärung/Vergebung anzustoßen; selber helfen oder Hilfe vermitteln; zum Neuanfang ermutigen, vgl. Gal 6, 1f.). Wir sollen Menschen in schwierigen Situationen eben nicht frontal angreifen, die Bibel um die Ohren schlagen, auf Abstand gehen oder wegschauen und bei anderen darüber lästern (bzw. gut erzogen vorsichtige Andeutungen fallen lassen)!

Wenn selbst Jesus für uns die „Drecksarbeit“ macht, sollen wir anderen genauso dienen (Phil 2, 5ff.). Von unten, nicht von oben kommen, in die Knie gehen, schmutzige Füße waschen – das fällt uns schwer! Aber Jesus verspricht (Vers 17): „Ihr seid glücklicher,

wenn ihr so handelt.“ Wenn selbst Jesus für uns die „Drecksarbeit“ macht, können und sollen wir anderen genauso „dienen“ (Eph 4, 32, Kol 3, 13). Weil wir Gott wichtig sind, hat er uns gereinigt. Weil uns die Glaubensgeschwister ebenfalls wichtig sind, sollen wir ihnen helfen, aus dem Dreck wieder rauszukommen.

In der Theorie leuchtet uns ein, wie es laufen sollte. Aber achte einmal darauf, wie du wirklich reagierst, wenn du hörst oder siehst, dass jemand irgendwo „reingetapst“ ist. Was tust du? Wie viel liegt dir an den betreffenden Geschwistern? Wie zeigt sich das?

Bitte nimm die Gedanken ernst, die in dieser Geschichte der Fußwaschung deutlich werden. Wenn Gott dir bewusst gemacht hat, dass der Schmutz und Dreck deines Lebens zwischen euch steht, dann nimm sein Angebot an: Er will deine Schuld und Lebenslast beseitigen und aus dem Weg räumen.

- Wenn du zum ersten Mal dieses Angebot nutzen willst: Nach deiner Lebensumkehr stehst du mit gereinigtem Herzen (Apg 15, 9) vor Gott. Jesus entfernt den gesammelten Schmutz deines Lebens – ein für alle Mal im „Vollbad“ seiner Vergebung.

- Wenn du schon Christ bist, aber in deinem Leben nicht ganz „sauber geblieben“ bist – dann denk dran: Dreckig werden ist menschlich, dreckig bleiben ist teuflisch, sauber werden ist göttlich. Kläre deine Beziehung zu Gott, hör auf seine Lebenstipps, lass dir wieder „die Füße waschen“.

Und für uns alle gilt: Wir sollen uns von Herzen um Menschen bemühen, die irgendwo hineingeraten sind. Unser Ziel muss es sein, sie von Lasten zu befreien, Schwache zu stützen, ihnen wieder aufzuhelfen!

Ulrich Müller

* Wobei es als Erinnerung und Veranschaulichung durchaus nicht ausgeschlossen ist, die Handlung auch einmal praktisch nachzuvollziehen; der Papst etwa wäscht traditionell jeden Gründonnerstag zwölf Priestern zeichenhaft die Füße.

Gut kauen

Die Kunst der christlichen Meditation*

Seit den 1960er Jahren hat der „christliche Westen“ ein wachsendes Interesse an östlichen Religionen und einigen ihrer Praktiken gezeigt. Der Einfluss des New Age hat eine Vielzahl von Workshops, Clubs und Kliniken hervorgebracht, die sich mit Yoga, Zen, buddhistischen und taoistischen Praktiken, Transzendentaler Meditation (TM) und Ähnlichem befassen. Besonders die Praxis der Meditation ist dadurch populär oder sogar „trendy“ geworden. Heutzutage ist Meditation absolut „in“.

Auf verschiedenen Webseiten wird eine ganze Palette von Meditationstechniken angeboten, die Erfolge wie inneren Frieden, Erfüllung und Erleuchtung, bessere geistige und körperliche Gesundheit, gesteigerte Intelligenz und Kreativität versprechen. Sie empfehlen Meditations-Stühle, -Kissen, Hintergrundmusik, Stellungen und heilige Stätten. Sie laden dich ein, „in das Reich der Meditation einzutreten“, „deine persönliche Offenbarung zu suchen“, „die Kraft deines Geistes anzuzapfen“.

In der Bibel finden wir ebenfalls Hinweise auf Meditation. Ist die christliche Meditation etwas Ähnliches wie die in den östlichen Religionen praktizierte? Können wir die beiden kombinieren?

Was ist christliche Meditation?

Bevor er das verheißene Land betrat, bekam Josua die folgenden Anwei-

sungen von Gott dem HERRN: *„Dieses Buch des Gesetzes soll nicht von deinem Mund weichen, und du sollst Tag und Nacht darüber nachsinnen*



* Anmerkung des Übersetzers: Im deutschsprachigen christlichen Raum ist der Begriff „Meditation“ erst in den letzten Jahren häufiger aufgetaucht, und dann meist in mystisch geprägten Richtungen. Im Englischen und auch im Französischen ist *meditation* jedoch ein sehr gebräuchlicher Ausdruck, der sogar in älteren Bibelübersetzungen vorkommt. So hat z. B. die „Authorized Version“ (KJV) diesen Begriff an folgenden Stellen: Ps 1,2; 5,1; 19,14; 49,3; 63,6; 77,12; 104,34; 119,15.23.48.78.97.99.148; 143,5; Jes 33,18; Lk 21,14; 1Tim 4,15. In der Lutherbibel werden verschiedene Wörter wie „reden, betrachten, denken an“ benutzt, aber auch „beten, sorgen“. Die Elberfelder Bibel übersetzt im AT meist mit „nachdenken“ oder „(nach)sinnen“; in den beiden zitierten NT-Stellen meint der griechische Ausdruck allerdings weniger „nachdenken“ als „(vorher) einüben“.

(„meditieren“), damit du darauf achtest, nach alledem zu handeln, was darin geschrieben ist; denn dann wirst du auf deinen Wegen zum Ziel gelangen, und dann wirst du Erfolg haben“ (Jos 1,8).

Es ist wichtig, festzustellen, dass die biblische Definition von Meditation zu einem aktiven Bewusstsein, einem zielgerichteten Denken auffordert. Hier wird Josua vom HERRN aufgefordert, das Gesetz nicht nur zu lesen, sondern sich die notwendige Zeit zu nehmen, darüber zu meditieren, sich hineinzudenken, darüber nachzudenken. Diese Meditation ist ein ruhiges und diszipliniertes „Kauen“ von Gottes Worten. Die Einsichten und Überzeugungen, die man durch diese Meditation gewinnt, werden auf ganz natürliche Weise zu Einstellungen und Handlungsweisen führen, die er segnen kann.

Was ist östliche oder New-Age-Meditation?

Um sich zu entspannen oder inneren Frieden zu erlangen, empfehlen die auf östliche Religionen gegründeten Meditationstechniken bestimmte Wege, über die man sein Bewusstsein leeren kann. Indem man sich entschließt, sich von der Realität zu lösen, entweder durch Konzentration auf die eigene Atmung, durch andauernde Wiederholung eines Wortes oder einer Klangfolge („Mantra“) oder durch die Fokussierung der gesamten Aufmerksamkeit auf ein einziges Objekt (wie ein Licht oder einen Baum), treten Geist und Bewusstsein in einen friedvollen Ruhezustand ein. Das ist eine mystische oder psychische Erfahrung. Das Leeren des Bewusstseins kann auch zu einer geistlichen Erfahrung führen. Viele Leute bezeugen, wie Hypnose und Trance ihr Le-

ben für den Einfluss und die Belästigung böser Geister geöffnet haben.

Beachten wir den starken Kontrast zwischen christlicher Meditation und östlicher oder New-Age-Meditation. Christliche Meditation führt zu Freiheit und Segen, indem das Bewusstsein gefüllt wird, die östliche Meditation hingegen bietet einen falschen Frieden an, indem versucht wird, das Bewusstsein zu leeren. Ein falscher Friede ist es deshalb, weil er durch eine Verleugnung erreicht wird. Es ist ein Friede ohne Gott. Christliche Meditation fordert zu einem aktiven Bewusstsein auf anstelle eines passiven, zu konstruktivem Denken anstatt eines unbewussten Sich-Treiben-Lassens.

Wenn wir schwierige Zeiten durchleben, führt uns die Praxis der christlichen Meditation schließlich dazu, die Quelle unserer Angst, Schuld, Sünde und Konflikte ins Auge zu fassen. Der Herr benutzt die Meditation dazu, unser fehlerhaftes Denken zu korrigieren oder uns zu Selbsterkenntnis, Schuldbekennnis und Wiedergutmachung zu führen. Diejenigen, die versuchen, ihr Bewusstsein zu leeren, versuchen in Wirklichkeit, vor ihren Problemen davonzulaufen. Das Gefühl von Frieden und Wohlbefinden, das durch ein ruhendes oder leeres Bewusstsein erreicht wird, ist bestenfalls etwas Künstliches und Kurzlebiges. Jesus sagte: *„Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Ever Herz werde nicht bestürzt, sei auch nicht furchtsam“* (Joh 14,27).

Inhalt der christlichen Meditation

Unser Geist kann sich aktiv sowohl mit guten als auch mit schlechten Dingen beschäftigen (Ps 38,12). Deshalb betet der Psalmist: *„Lass die Re-*

den meines Mundes und das Sinnen meines Herzens wohlgefällig vor dir sein, HERR, mein Fels und mein Erlöser!“ (Ps 19,15).

Manche Psalmen schlagen uns gute Themen für unsere Meditation vor:

(a) Das Wort Gottes: „Wie liebe ich dein Gesetz! Es ist mein Nachdenken den ganzen Tag ... Verständiger bin ich als alle meine Lehrer, denn deine Zeugnisse sind mein Überlegen („meine Meditation“)“ (Ps 119,97.99). Die Meditation über das Wort Gottes führt zu einem wachsenden Verständnis.

(b) Die Werke Gottes: „Ich will nachdenken über all dein Tun, und über deine Taten will ich sinnend“ (Ps 77,13). „Reden sollen sie von der herrlichen Pracht deiner Majestät, und deine Wunder will ich bedenken“ (Ps 145,5). Das kann die Meditation über die Wunder in Gottes Schöpfung einschließen, über Gottes Handeln in Gericht und Gnade, die erhabene Handlung, als Gott der Vater seinen geliebten Sohn gab, und was dadurch bewirkt wurde, als der Herr Jesus sein Leben gab, um eine verlorene Welt zu erlösen.

(c) Frühere Erfahrungen mit dem Herrn: „Mein Geist ermattet in mir, mein Herz ist erstarrt in meinem Innern. Ich gedenke der Tage der Vorzeit, überlege all dein Tun. Ich sinne nach über das Werk deiner Hände. Zu dir breite ich meine Hände aus. Gleich einem lechzenden Land schmachtet meine Seele nach dir“ (Ps 143,4–6). Wir können über Gottes Handeln mit den Menschen über all die Jahre meditieren. Das ist eine besondere Art des Wirkens Gottes. Wir können auch darüber nachdenken, wie der Herr unser eigenes Leben in der Vergangenheit berührt hat und wie er heute mit uns handelt.

(d) Der Herr selbst: „Wir haben nachgedacht, o Gott, über deine Gnade im Innern deines Tempels“ (Ps 48,10). „Möge ihm gefallen mein Sinnen! Ich, ich freue mich in dem HERRN“ (Ps 104,34). Wir können über manche der Eigenschaften Gottes meditieren, z.B. seine Liebe, Güte, sein Erbarmen, seine Geduld, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Treue, Nähe, Größe, Erhabenheit usw. und die attraktiven Charakterzüge, die wir in unserem Herrn Jesus Christus sehen. Du wirst herausfinden, dass es schwierig ist, über ihn zu meditieren, ohne mit ihm zu sprechen. Christliche Meditation und Gebet gehören eng zusammen.

Praxis der christlichen Meditation

Jemand hat gesagt: Wenn du weißt, wie man sich Sorgen macht, dann hast du auch die notwendigen Voraussetzungen, um zu meditieren! Was machst du, wenn du dich sorgst? Du sprichst mit dir selber. Du fragst dich: „Was ist, wenn ...?“ „Warum ist das ...?“ „Wie kann es sein, dass ...?“ Ganz ähnlich ist es, wenn du über die Heilige Schrift meditierst: Du sprichst mit dir selbst über sie. Es ist ein Prozess des (Durch-)Kauens. Wir beginnen damit, dass wir den Herrn bitten, durch sein Wort zu uns zu sprechen, unsere Gedanken zu erleuchten. Wir lesen ein Kapitel oder einen Abschnitt, aber dann hören wir auf oder gehen zurück zu dem Vers oder dem Ausdruck, der unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Dann fangen wir an, mit uns selbst darüber zu reden. Wir können uns Fragen stellen wie z. B.: Was könnte das bedeuten? Was sagt das über Gott aus? Gibt es etwas, das ich tun sollte? Wie kann ich mich auf diese Wahrheit stützen? Deutet das auf eine Sünde hin, die ich be-

kennen sollte? Wechsle ab zwischen dem Sprechen mit dir selbst und dem Reden mit Gott.

Wo und wann können wir meditieren? In der Bibel finden wir Leute, die auf dem Feld meditierten (1Mo 24,63), an einem Ort der Anbetung (Ps 48,10) und sogar während sie im Bett lagen (Ps 63,7)! „*Wie liebe ich dein Gesetz! Es ist mein Nachdenken den ganzen Tag*“ (Ps 119,97). Christliche Meditation ist nicht etwas für „Fortgeschrittene“. Sie ist eine Kunst, die dazu gedacht ist, dass alle sie genießen können! Meditation ist – und war schon immer – ein grundlegendes und notwendiges Instrument eines echten geistlichen Lebens als Christ.

Nutzen der christlichen Meditation

Natürlich ist es gut, Predigten über die Schrift anzuhören und Bibelseminare zu besuchen. Natürlich ist es gut, christliche Bücher zu lesen, christliche Videos anzusehen und christliche Musik zu hören. Aber keines dieser Dinge kann den gleichen Nutzen bringen wie die Meditation. Charles Haddon Spurgeon hat einmal gesagt: „Es ist gut, über die Dinge Gottes zu meditieren, weil wir nur so den wirklichen Nährwert aus ihnen ziehen.“

Meditation macht die Wahrheit für uns real. Sie hilft dazu, dass die Wahrheit vom Kopf ins Herz wandert. Sie eröffnet uns die Wahrheit, sie setzt die Wahrheit in unserem Bewusstsein fest, sie wärmt unser Herz.

Gefahren der christlichen Meditation

Kann christliche Meditation auch gefährlich sein? Ja, das kann sie. Wenn wir meditieren, konzentrieren wir uns

nur auf einen Text oder eine Wahrheit. Wir können nur so viel kauen, wie in unseren Mund passt! Die Gefahr besteht deshalb darin, mit nur einem Vers zu arbeiten und dabei den biblischen Zusammenhang nicht zu beachten, nur an einer Seite einer Wahrheit zu kauen, zu essen und zu verdauen. Wir können zum Beispiel wie David über Gottes grenzenlose Liebe meditieren. Wir können sie genießen und sogar anfangen, die Wärme seiner Liebe zu spüren. Aber indem wir das tun, sollten wir nicht vergessen, dass unser liebender Gott auch ein gerechter und heiliger Gott ist.

Zusammenfassung

Christliche Meditation ist völlig verschieden von der Meditation des New-Age-Typs. Wenn wir versuchen, unser Bewusstsein zu leeren oder abzuschalten, kann das gefährlich sein. Im Gegenteil sollten wir dem Rat von Paulus an Timotheus folgen und unseren Geist mit Gottes Worten beschäftigen: „*Bedenke, was ich sage! Denn der Herr wird dir Verständnis geben in allen Dingen*“ (2Tim 2,7).

Christliche Meditation ist ein Kauprozess. Als Christen werden wir ermutigt, über Gottes Wort, seine Werke und Gott selbst zu meditieren. Das wird unser geistliches Leben voranbringen, indem Gottes Wahrheit in unserer Erfahrung real wird.

Das nächste Mal, wenn du deine Bibel liest, nimm dir etwas Zeit, still zu sein und zu meditieren. Wenn du damit aufgehört hast, fang wieder neu an. Die Einladung des Herrn gilt immer noch: „*Steht still und erkennt, dass ich Gott bin*“ (Ps 46,11).

Philip Nunn

(Übersetzung: Frank Schönbach)

Jesus: Anfänger und Vollender des Glaubens

In Donauveschingen kann man die Donauquelle besichtigen. Beindruckend sprudelt da eine mächtige Quelle aus dem Boden, schön eingefasst von behauenen Steinen. Auf einer Tafel nebenan ist zu lesen, dass der Kaiser Tiberius, der Nachfolger des Augustus, auf seinen Reisen durch Germanien diese Quelle damals besichtigt und sie offiziell als Donauquelle bestätigt habe. Wenn man sich in der Landschaft allerdings umschaute, kann man leicht viele andere Flüsse und Bäche sehen, von denen man auch sagen könnte, sie seien der Ursprung.

Wie dem auch sei, es ist schon faszinierend, nicht nur bei der Donau, wie aus einem kleinen Flösschen ein gewaltiger Strom wird, der ganze Landschaften und Staaten gestaltet. Auch Goethe war davon beeindruckt. In seinen jungen Jahren schrieb er ein Gedicht, in dem er die Entwicklung eines kleinen Bächleins zu einem gewaltigen Strom schildert, der sich schließlich ins Meer ergießt. Dabei geht es dem Dichter weniger um den Fluss selbst. Für ihn ist der Strom das Symbol eines großen, genialen Menschen, der im

Laufe seines Lebens alle Hindernisse überwindet, sich Bahn verschafft, segensreich wirkt und sich alles in königlicher Weise untertan macht.

Damit sind wir schon bei unserem Thema. Wir sind bei dem „Anfänger und Vollender des Glaubens“, von dem der Hebräerbrief redet (12,2). Das Leben unseres Herrn auf dieser Erde trägt auch die Züge, die im Bild des Stroms erscheinen. Da ist die Quelle in Bethlehem, da ist das Kreuz, das leere Grab und der Abschied von den Jüngern, anlässlich dessen Jesus



die Worte sagt: „*Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden*“ (Mt 28,18). Da ist er nicht mehr das kleine Kind, das vor den Mächtigen der Erde geschützt werden muss. Da ist er der Herr *aller* Dinge. Der Verfasser des Hebräerbriefs verwendet eine Formulierung, die zwei wesentliche Sachverhalte enthält, nämlich *Anfang* und *Ende*. Doch spricht er nicht von *Ende*, sondern von „*Vollendung*“, was einen wichtigen Unterschied macht.

Zum Zweiten konzentriert er seine Aussage auf den Aspekt des Glaubens. Der Herr Jesus wird den Hebräern hier also in Bezug auf *eine* Seite seines Wesens vorgestellt. Die ist ganz wesentlich, aber sie bleibt *eine* bestimmte Seite. Diese rückt der Autor hier in den Vordergrund, was mit den seelsorgerlichen Bedürfnissen der Adressaten zu tun hat.

Was ist nun mit „*Anfänger und Vollender des Glaubens*“ konkret gemeint? Geht es um *unseren* Glauben als Menschen, die auf Jesus ihre Hoffnung setzen, oder geht es um den Glauben Jesu? Oder geht es um beides gleichzeitig? Wir haben es hier mit einer grammatischen Erscheinung zu tun, die der Genitiv (2. Fall) mit sich bringt. Manchmal ist völlig klar, was gemeint ist, zum Beispiel bei „*Vaterlandsliebe*“. Da ist das Vaterland das Objekt der Liebe. Das Vaterland selbst liebt nicht. Bei „*Kindesliebe*“ kann es jedoch um die Liebe der Eltern zu den Kindern oder um die Liebe der Kinder zu den Eltern gehen. Aus dem Zusammenhang erschließt sich in der Regel, was gemeint ist. Denkbar ist aber auch, dass bewusst beides gemeint ist, also sowohl die Liebe der Kinder zu den Eltern als auch umgekehrt die Liebe der Eltern zu ihren Kindern.

Bei unserer Bibelstelle würde das Folgendes bedeuten. Jesus Christus

ist einmal der, der vorgeführt hat, was es heißt, ein Leben aus Glauben zu führen. Dann stände er als das große Vorbild im Glauben vor uns. Andererseits ergibt der Vers aber auch einen großen Sinn. Dann ist Jesus der, der *in uns* den Glauben wie ein Samenkorn aufgehen lässt, ihn hegt und pflegt und zur Vollendung bringt. Unser eigenes Glaubensleben ist von da aus betrachtet *sein* Werk, nicht unseres. In beidem ist er der, der den Anfang setzt, und in beidem ist er der, der vollendet.

Es ergeben sich daraus vier Gesichtspunkte, unter denen wir das Thema betrachten wollen:

1. Jesus macht in *seinem* Leben einen Anfang mit dem Glauben.
2. Jesus vollendet/besiegelt *sein* Leben im Glauben.
3. Jesus bewirkt *in uns* den Glauben.
4. Jesus vollendet *in uns* den Glauben.

Wir wollen nun das Leben des Menschen Jesus betrachten mit dem Ziel, inwiefern Jesus ein „*Anfänger*“ des Glaubens ist.

1. Jesus macht in seinem Leben einen Anfang mit dem Glauben

Anlässlich seiner Geburt und in seinen Kindheitsjahren wird uns anschaulich vorgeführt, dass er voll in das Elend dieser Welt hineingestellt ist. In einem Stall geboren zu werden ist nur für eine weihnachtstoll gewordene Gesellschaft großartig. Verfolgt zu werden, mit seinen Eltern fliehen zu müssen hat nichts Romantisches an sich, und nach der Rückkehr aus Ägypten muss dieses Kind in Nazareth bald arbeiten wie jeder andere. Das Leben verstreicht dann ca. 30 Jahre lang ohne nennenswerte Ereignisse. Doch eine Episode hebt die Schrift heraus, die des zwölfjährigen Jesus im Tempel.

Als seine Eltern ihn fragen, wie er auf die Idee komme, einfach im Tempel zurückzubleiben und nicht mit seinen Eltern schön wieder nach Hause zu gehen, antwortet er: „*Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?*“ (Lk 2,49)

Wir wollen jetzt einmal unser Vorwissen zurückstellen und wie überraschte Außenstehende das zur Kenntnis nehmen. Was signalisiert das den Eltern und ggf. den weiteren Zuhörern? Doch wohl dies: Da ist jemand, der noch ganz jung ist und nach Gott fragt.

Martin Buber erzählt einmal eine Geschichte von einem Rabbi, der in der Wildnis einen Jäger fragt, ob er Gott kenne. Der Jäger antwortet, er habe Gott nicht gefunden, deswegen kenne er Gott nicht. Der Rabbi fragt ihn weiter, wie er denn Jäger geworden sei. Die Not habe es ihn gelehrt, erwidert der Jäger. Darauf der Rabbi: Wenn die Not ihn dazu gebracht habe, das Waidwerk zu erlernen, hätte er dann nicht auch Gott finden können, wenn er ehrlich nach ihm gesucht hätte? In dem zwölfjährigen Jesus im Tempel wird den Eltern bewusst, dass sie ein Kind haben, das ganz entschieden nach Gott sucht, das von der Sehnsucht nach der Nähe Gottes erfüllt ist. War das schon der Anfang des Glaubens?

Ein bedeutendes Ereignis im frühen Leben Jesu ist sicher die Taufe am Jordan. Sie teilt er mit den Vielen, die sich bei Johannes dazu einfinden. Jesus stellt sich in die Reihe derer, die den Ruf des Täufers zur Buße vernehmen und mit Gott ins Reine kommen möchten. So wie er sich verhält, macht er seiner Umgebung deutlich, dass er nach Gott fragt, nach Gott sucht, in der Nähe Gottes sich aufhalten möchte. Er gibt ein Beispiel

dafür, wie der Mensch sein Leben ausrichten sollte, und bezeugt für sich, dass er das konsequent tut. So ist er Anfänger des Glaubens für sich persönlich und gleichzeitig ein Zeugnis dafür, dass der Mensch imstande ist, so zu leben.

Ein Zug im Leben Jesu ist zu erkennen, der in Hebr 2,17 beschrieben wird: „*Daher musste er in allem den Brüdern gleich werden, damit er barmherzig und ein treuer Hoherpriester vor Gott werde, um die Sünden des Volkes zu sühnen.*“

Wenn wir uns konsequent klarmachen, dass Jesus wahrer Mensch in Raum und Zeit geworden ist, dann schließt das Anfangen noch ein Weiteres ein, nämlich das „Werden“. Im Begriff des Anfangs ist eingeschlossen, dass das Ende noch aussteht und dazwischen das Werden hin zum Ende eingeschlossen ist. So dürfen wir in aller Demut und Bescheidenheit sagen, dass Jesus bei der Taufe im Jordan in gewissem Sinne „noch nicht fertig“ ist. Es gibt noch einiges in seinem Leben, das er „werden“ muss, so wie es der Bibelvers hier ausdrückt. Er muss zum Beispiel in diesem Lebensaugenblick den Brüdern gleich werden in der Taufe.

Das weitere Leben, das als Zukünftiges und in Gestalt unterschiedlichster Aufgaben vor ihm liegt, fordert von ihm weiteres Werden ab. Es gibt für Jesus viel zu lernen. Noch einmal der Hebräerbrief, wo es heißt, dass der Herr, „*obwohl er Sohn war, an dem, was er litt, den Gehorsam lernte*“ (Hebr 5,8). Alles Lernen setzt ganz selbstverständlich voraus, dass der Mensch veränderbar ist, dass er von etwas, was er jetzt ist, zu etwas werden kann, was er noch nicht ist. Ein unsichtbares Band verbindet dabei das Vergangene mit dem Zukünf-

tigen, doch die Identität bleibt in diesem Zeitkontinuum erhalten. Das gehört ganz wesentlich auch zu unser aller Leben, dass wir einerseits die sind, die wir heute sind, aber auch die, die wir einst waren in den verschiedenen Abschnitten unseres Lebens.

Zum „*Gleichwerden mit den Brüdern*“ gehört also der Entwicklungsprozess, den die Menschen durchmachen und der sich in der Begegnung mit den Herausforderungen und Gegebenheiten des Lebens vollzieht. Das ist für uns ganz wichtig zu wissen. Denn worin vollzieht sich unser Leben? Doch wohl darin, dass wir Tag für Tag unterschiedlichsten Herausforderungen, Aufgaben, Problemen begegnen, auf die wir agierend oder reagierend antworten müssen. Großes und Kleines steht dabei oft nebeneinander: Mähe ich heute den Rasen? Welche Schule wähle ich für mein Kind? Folge ich dem Rat des Hausarztes und melde mich im Krankenhaus zur Operation an? Wechsle ich die Arbeitsstelle?

Aus solchen oder anderen Entscheidungen und deren Vollzug besteht unser Leben. Es ist ein Leben, das stets auf Zukünftiges gerichtet ist. Beschließe ich zum Beispiel, einkaufen zu gehen, so liegt das Einkaufen selbst ja noch in der Zukunft mit all der Unsicherheit, die das Zukünftige hat. Wir haben es also nicht in der Hand. Es kann alles anders kommen, als wir denken. So ist das Leben als Ganzes eine Tätigkeit, die nach vorwärts zielt ins Unverfügbare. Um etwas zu wagen, brauchen wir Vertrauen in allen Graden und Abstufungen, dass wir zum Beispiel im Supermarkt das finden, was wir haben möchten, dass die gewählte Schule gut für mein Kind ist, dass die Knieoperation schon gelingen wird.

In dieses menschliche Leben wird Jesus als Mensch hineingestellt, er wird uns gleich. Und die große Probe, die damit für ihn verbunden ist, lautet: Schaffe ich es, in allen Herausforderungen, in allen Lagen, die Entscheidungen mir abfordern, mein Vertrauen auf Gott zur Grundlage meines Lebens zu machen und dieses Vertrauen nicht aufzugeben, selbst in schwersten Umständen?

Von diesem Lebensgang erzählen uns die Evangelien. Das ist, bei aller unterschiedlichen Darstellung, ein gemeinsamer roter Faden, der sie durchzieht. In ihnen wird Jesus zum „*Erstgeborenen unter vielen Brüdern*“ (Röm 8,29), der ganz persönlich den Anfang macht mit dem völligen Vertrauen auf Gott, dem Glauben. Und er ist es, der nun alle die Menschen hinter sich her zieht, die den Ruf „*Folge mir nach!*“ gehört haben und sich aufmachen hinter ihm her.

2. Jesus vollendet/besiegelt sein Leben im Glauben

Schon längst werden wir gemerkt haben, dass das Anfangen und das Werden ihren Wert ganz entscheidend vom Ende her gewinnen. Es ist eine Erfahrung, die wir oft selbst machen, dass wir nämlich etwas angefangen, aber nicht zu Ende gebracht haben. Das Gleichnis vom Sämann spricht sehr beredt davon, wie manches im Leben aufgeht und wieder verdorrt, Menschen also einen guten Weg einschlagen, aber dann doch wieder umkehren.

Zum Gegenbild des Flusses, der, zum Strom geworden, den Ozean erreicht, sozusagen im Unendlichen sein Ziel findet und sich mit ihm vereint, zu diesem Gegenbild gehören die vielen anderen Flüsse, die ihr Ziel nicht erreichen, zurückgestaut werden

oder in der Wüste versiegen. Dieses Bild wollen wir uns merken, um das zu verstehen, was im Leben Jesu nun weiter geschieht. Nach den aufsehen-erregenden Wundern, die das öffentliche Wirken Jesu begleiten, verdunkelt sich langsam, aber stetig der Horizont. Da ist die „Event-Orientiertheit“ der Menschen, das Verlangen nach Sensationen, die zwar großes Aufsehen erregen, aber auf der anderen Seite findet sich Unglaube und Skepsis wie bei den Leuten in Nazareth (Mk 6,3).

Von größerem Gewicht ist die früh einsetzende publizistische Kampagne der geistlichen Eliten. Sie geben sich die größte Mühe, Jesus und sein Wirken auf ein für sie erträgliches Maß zu begrenzen, durch Uminterpretation der Fakten, durch Verwicklung Jesu in Streitgespräche, und als das alles nicht gelingt, schrecken sie auch nicht davor zurück, das Problem unter Anwendung von Gewalt zu lösen. Offen bleibt nur die Frage nach dem Wie und Wann.



Das braucht hier nicht näher dargestellt zu werden. Aufgrund der gewählten Perspektive ist es jedoch an uns, sich vorzustellen, wie diese Erfahrungen auf Jesus wirkten. Wenn die Anfeindungen, die Widerstände wachsen, wie ist es dann um das Vertrauen Jesu auf Gott bestellt? Wenn es so bleibt, wie es ist, die Umstände aber an Macht gewinnen, dann wird es schwer für den Glauben.

Aus dem Gang der Ereignisse können wir erkennen, dass Jesu Glaube an den Schwierigkeiten wuchs und er von ihnen nicht überwältigt wurde. Was Jesus vielleicht noch mehr getroffen haben muss als die Anfeindungen der Volksführer, war die Distanzierung derer, die die Bibel auch Jünger nennt. In der Frage Jesu an die Zwölf „Wollt ihr etwa auch weggehen?“ glaubt man zu spüren, wie Jesus an der Vereinsamung leidet, die sich um ihn breitmacht (Joh 6,66). Die Antwort des Petrus war sicher ein Trost für ihn, aber nicht dessen letztes Wort.

Dann kommt der Augenblick, wo Jesus sich entschließt, nach Jerusalem zu gehen, wo also seine Leidensgeschichte im engeren Sinne beginnt. Am kürzesten und dadurch besonders gewaltig hat das Paulus in Phil 2,6–8 beschrieben: „... der in Gestalt Gottes war und es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein. Aber er machte sich selbst zu nichts und nahm Knechtsgestalt an, indem er den Menschen gleich geworden ist, und der Gestalt nach wie ein Mensch befunden, erniedrigte er sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, ja, zum Tod am Kreuz“.

Es ist wichtig, dass Jesus hier als *Handelnder* beschrieben wird. Wir werden ja alle schon einmal erniedrigt, und je nachdem verkraften wir es oder nicht. Aber sich selbst zu er-

niedrigen ist mehr, als erniedrigt zu werden. Es ist ein *aktives* Annehmen des sich ereignenden Lebensschicksals, das dem Menschen widerfährt, ein tiefes inneres Ja-Sagen. Das tut Jesus auf seinem Leidensweg. Er vertraut in dieser Zeit größter Not und Verzweiflung, größter Vereinsamung aktiv auf Gott.

Es wäre entschieden zu kurz gedacht, wenn man annähme, Jesus sei das alles leicht gefallen, weil er doch etwas Besonderes sei, wahrer Gott und wahrer Mensch und damit doch eine Ausnahmeperson. Das ist er auch, aber er ist es auch wieder nicht. Er ist wahrer Mensch, er ist in allem versucht worden wie wir (Hebr 4,15). Er hat den Glaubenskampf genauso durchkämpfen müssen wie wir. Was ihm in seinem Leben an Gefahr, Not, Beschwerde begegnete, wurde zu Widerständen, die im Glauben überwunden werden mussten. Das bedeutete Kampf.

Der Schleier, den die Bibel meistens darüber legt, wird einmal gehoben, ganz kurz, aber umso deutlicher, in Gethsemane. Wir lesen in Lk 22,44: „Und als er in ringendem Kampf war, betete er heftiger“. Wenn Lukas das Wort „ringen“ benutzt, wussten er und seine Leser, woran zu denken war. Der Ringkampf damals (und heute) ist eine bekannte olympische Disziplin. Die Leute verstanden so viel davon, wie sie es heute vom Fußball tun. Ein Ringkampf dauerte in der Regel lange und verlangte gewaltige Kraftanstrengungen, vor allem Ausdauer. Der Kampf des Herrn in Gethsemane ist also einem Ringkampf gleich. Er dauert lange, es gibt einen zähen Gegner. Da ist die eigene Schwachheit, die Versuchung, sich selbst zum Aufgeben zu überreden und das Handtuch zu werfen.

Jesus tut das nicht. Auf die Angriffe des Feindes antwortet er mit einer Intensivierung des Gebets. Er hält nicht nur an im Gebet. Er dehnt es weiter aus, vielleicht inhaltlich und zeitlich, bis der Punkt erreicht ist, wo er akzeptiert, was Gott von ihm getan sehen möchte. Er *entscheidet* sich aus dem Gebet heraus für den Weg weiterer Leiden.

In dieser schwersten Krise vor dem Kreuzgeschehen wirft er sein Vertrauen auf Gott nicht weg. Er erwirbt es sich vielmehr ein Stück neu. Er ist auf seinem Glaubensweg, der sich wie ein unwegsamer, steiler Anstieg zum Gipfel darstellt, einen ganz wesentlichen Schritt weitergekommen. Doch hat er den Gipfel noch nicht erstiegen, weil er den Abgrund des Leidens noch nicht erreicht hat.

Was innerlich in Jesu Gefühlswelt vor sich geht, wissen wir natürlich nur, soweit die Schrift etwas darüber sagt. So manches dürfen wir da lesen, was uns zu ehrfurchtsvoller Teilnahme auffordert. Eine Stelle möchte ich hier anführen, die uns helfen kann zu verstehen, was in Jesus vorgegangen ist. In Hebr 11,34 wird von den Glaubenszeugen gesagt, dass sie „aus der Schwachheit Kraft gewannen, im Kampf stark wurden, der Fremden Heere zurückgetrieben“. Das genau trifft auf den ersten aller Glaubenszeugen zu. In der Krise von Gethsemane gewinnt Jesus aus der Schwachheit Kraft, er geht, wie man heute gerne sagt, „gestärkt aus der Krise hervor“. Als Schwacher, als Verunsicherter, als Zweifler hat er womöglich den Garten Gethsemane betreten. Mit neuer Zuversicht verlässt er ihn. Natürlich jubelt er nicht, aber er hat gesiegt, indem er „der Fremden Heere“ zurücktrieb, die sich in Gestalt von Zweifeln, von Anfechtungen, die in der Form vernünftiger Gedanken

daherkamen, um ihn zum Aufgeben zu animieren. Das Signal an die Jünger zum Aufbruch deutet auch an, dass dieser (Ring-)Kampf nun ausgekämpft und entschieden ist.

Danach überstürzen sich bekanntlich die Ereignisse. Doch auf zwei Episoden wollen wir noch blicken. Die erste ist, als Jesus am Kreuz hängt und ausruft: „*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*“ (Mt 27,46) In diesem Wort erreicht die letzte große Krise ihren Höhepunkt. Noch einmal ein letzter großer, ringender Kampf kurz vor dem Ziel. Der Gegenstand des Kampfes ist die Frage: „Gott, bist du überhaupt noch bei mir oder bist du weg aus meinem Leben? Ich vermisse deine Gegenwart in meinem Leben. Ist alles leer, alles Leiden und alles Sterben für deine Sache eine rundum sinnlose Angelegenheit?“

Es steht alles auf des Messers Schneide. Doch das Zufällige wie bei einer Waagschale hat das Geschehen am Kreuz gerade nicht. Jesus regiert auch hier den Augenblick. Er ist es, der sich selbst erniedrigt bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz. Er ist es, der die Richtung seines Lebens bestimmt, auch dann, als es ans Sterben geht. Er ruft auch noch in dem Augenblick zu Gott, wo er das Gefühl hat, dass dieser ihn verlassen hat.

Dann die Erreichung des Gipfels: „*Es ist vollbracht*“ (Joh 19,30); es ist getan. Mit diesem Wort geht Jesus durchs Ziel. Er hat den Lauf *vollendet* und erringt den Siegespreis. Gott antwortet, indem er ihn so hoch erhöht, wie es nur möglich ist. Sein Wohlgefallen ist grenzenlos. Er übergibt ihm die ganze Schöpfung. Wenn die Zeit gekommen ist, wird es niemanden mehr geben, der leugnet, „*dass Jesus Christus Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters*“ (Phil 2,11).

Jesus hat den Glauben, der in seiner Kindheit in ihm aufging, den er *angefangen* hat, den er durch seine Jugend- und Mannesjahre *bewährt* hat, er hat diesen Glauben am Kreuz *vollendet*. So wie Michelangelo aus einem Block Marmor die Statue des David herausmeißelte, hat Jesus aus seinem Leben die unendliche Schönheit eines vollkommenen Glaubenslebens hervorgebracht. Das betraf zunächst ihn ganz persönlich und allein. Doch hat er es nicht nur für sich getan, sondern ist damit auch zum Urheber der Errettung aller geworden, die an ihn glauben.

3. Jesus bewirkt in uns den Glauben

Es ist ein großes Geheimnis, um das es hier geht, wie durch das gottgeweihte Leben des Einen, des einen Einzelnen, den Vielen der Weg zu Gott eröffnet wird. Jesus hat für sich selbst geglaubt und vollendet, doch er hat auch für die Menschen um ihn herum geglaubt. Das ist die andere Seite des Genitivs, von der eingangs gesprochen wurde. Er hat geglaubt, damit auch wir mit dem Glauben einen Anfang machen können.

Kommen wir zurück zum zwölfjährigen Jesus und richten wir den Blick jetzt auf die *Außenwirkung*, die er durch sein Verhalten erregte. Die Antwort Jesu in Gestalt einer rhetorischen Frage ist nicht nur Antwort, sie ist auch Anstoß für die Hörer. Dieser Anstoß könnte sie anregen, über ihre eigene Beziehung zu Gott nachzudenken, so dass geistlich etwas in Bewegung gesetzt werden kann. Schon diese Antwort des kleinen Jesus könnte insofern bei dem einen oder anderen Hörer einen Anfang setzen.

Im Folgenden soll nun gezeigt werden, wie das „Anfang-Setzen“ ge-

schieht, wie in Menschen, die Jesus begegnen, der Glaube anfängt. Es war ja nicht so, als ob allein die Anwesenheit Jesu in seiner Umgebung den Glauben an ihn hätte hemmungslos aufgehen lassen. Seine Brüder standen ihm lange Zeit kritisch gegenüber (vgl. Joh 7,1ff.), und der Unglaube der Leute aus Nazareth ist auch bekannt. Doch schon zu Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit wird Jesus zum Urheber des Glaubens in Menschen, die ihm begegnen. Jesus ruft Fischern zu, ihm nachzufolgen, und sie lassen alles fallen, was sie haben, um seine Jünger zu werden. Schlagartig gewinnt ihr Leben eine neue Richtung. Wohin es geht, wissen sie nicht. Sie haben sich nur entschieden, bei diesem Jesus zu bleiben. Das Weitere muss sich finden.

Als Nathanael dem Drängen des Philippus nachgibt und sich diesen Jesus näher anschaut, ruft Jesu Aussage, ihn unter dem Feigenbaum gesehen zu haben, in Nathanael, der sich etwas auf seinen Skeptizismus zugute hielt, das große Zeugnis hervor, vor dem Sohn Gottes zu stehen (Joh 1,49). Als wenn ein Schalter in ihm umgelegt worden wäre, so knipst das Wort Jesu hier in einem Menschen das Licht des Lebens an, was Glauben heißt und mit Lebensveränderung bestätigt wird.

Die Sprache ist das Mittel, durch das Jesus die Menschen erreicht. Oft sind es auch Zeichen und Wunder. Sie haben aber häufig eine mehr vorbereitende Funktion. Die Botschaft und damit der Glaube erwächst aus der Verkündigung, und sie ist ganz wesentlich an die Sprache gebunden, vor allem wenn es darum geht, im Herzen der Menschen den Glauben anfangen zu lassen. Aber in welcher sprachlichen Gestalt das Wort ergeht, das ist sehr verschieden.

Die Frau am Jakobsbrunnen wird zunächst von Jesus dazu gebracht, ihr eigenes Leben Revue passieren zu lassen. Danach kommt es dazu, dass Jesus das „*Ich bin's*“ sagt und damit den Glauben in ihr aufsprießen lässt. In diesem Augenblick wird Jesus für diese Frau zum Anfänger des Glaubens (Joh 4,26).

Einen besonders bewegenden Moment gibt es in der Geschichte des Blindgeborenen. Als er schließlich sehend geworden ist und als Sehender noch einmal seinem Arzt begegnet, fragt ihn Jesus, ob er an den Sohn Gottes glaube. Der Geheilte weiß nicht, von wem die Rede ist. Da macht ihm der Herr deutlich, dass der, den er vor sich sieht, der ist, der ihn geheilt hat und jetzt zu ihm redet. Das Anschauen des Heilands und das an ihn gerichtete Wort lassen den Glauben in ihm erwachen (Joh 9,38).

Ein bedenkenswertes Gespräch ist auch das mit der Kanaaniterin. Der Herr verweigert sich ihr zunächst, zeigt ihr die kalte Schulter. Aber durch die scheinbare Absage provoziert er im Wortsinne ihren Glauben und die Entschlossenheit, ihn zu bekennen (Mt 15,26–28). „Provozieren“ heißt nämlich im Wortsinne „hervorrufen“.

Viele andere Ereignisse aus den Evangelien müssen hier unerwähnt bleiben. In den weiteren Schriften des Neuen Testaments sehen wir, dass nach Jesu Tod und Auferstehung dieses Anfangen erst recht beginnt. Man denke an die Pfingstpredigt des Petrus, wo die Breitenwirkung des Wortes vom Kreuz gezeigt wird. Die Bekehrung des Paulus ist ein machtvolles, hoch persönliches Wort des Herrn an sein auserwähltes Gefäß. Dessen bedarf es, um in diesem Mann ein besonders stabiles Fundament für sein weiteres Glaubensleben zu legen. Von

der Purpurkrämerin Lydia heißt es dagegen nur, dass der Herr ihr „*das Herz auftat*“ (Apg 16,14). Der Same des Wortes Gottes fiel bei ihr auf einen guten Boden und trug Frucht.

Diese Wirkungen entfaltet das Wort der Bibel bis heute und darüber hinaus bis zum Ende der jetzigen Weltzeit, denn wenn Menschen evangelistisch wirken, ist das ja nichts anderes, als die Einladung in den Frieden Jesu weiterzusagen.

4. Jesus vollendet in uns den Glauben

Alle diese „Glaubensanfänger“ müssen nun ihr eigenes Leben weiterleben, ein Leben ohne ständige Sensationen und Events, ein Leben in täglichem Einerlei, meist ohne große Aufregungen, eher von Langeweile geprägt. Es gleicht einem Weg, der sich vor uns hin erstreckt, erkennbar, wenigstens zum Teil. Ein Ziel aber ist kaum zu sehen. Es ist überhaupt nicht klar, was das (irdische) Ziel ist. Der Schulabschluss, das Ende der Berufsausbildung, die Einstellung in dem

Job, den man sich immer gewünscht hat, die Frau (der Mann), die (den) ich mir immer gewünscht habe, die Familie, das Haus, der Ruhestand?

Alles ist so vorläufig, und das Schöne darunter geht auch noch so schnell vorbei! Wie entwickelt sich da mein Glaubensleben? Es treten von allen Seiten Gefährdungen an den Gläubigen heran, die die Zuversicht erschüttern, das Gebetsleben beschädigen, geistliche Erkenntnis geringschätzen.

Solange es auf dieser Erde Menschen gibt, die ihr Leben Jesus übergeben haben, gibt es diese Bedrängnisse. Deshalb tröstet Paulus zum Beispiel die Philipper mit dem Satz: „*Ich bin ebenso in guter Zuversicht, dass der, der ein gutes Werk in euch angefangen (!) hat, es vollenden wird bis auf den Tag Christi Jesu*“ (Phil 1,6). Unübersehbar wird hier, dass Jesus tatsächlich der Anfänger auch unseres Glaubens ist und er sich vorgenommen hat, den an ihn Glaubenden auch zu seiner *Vollendung* zu führen.

Jesus hat den Alltagstrott der Menschen kennengelernt, die Routine des



Glaubensleben

Berufslebens, den Ärger am Bau sozusagen und all das andere, was unser Alltagsleben so mühselig machen kann. Er weiß, dass jeder der Seinen seine eigenen finsternen Täler hat, durch die ihm zu wandern aufgegeben ist. Er weiß auch, dass jede seiner Gemeinden ihren durch Umgebung und Umstände geprägten Weg zu gehen hat. Deshalb ruft er jedem Einzelnen und jeder Gemeinde zu: *„Ich will dich nicht aufgeben und dich nicht verlassen“* (Hebr 13,5).

In dieser Zuwendung für die Seinen kommt vor allem Jesu Sorge für uns als Vollender unseres Glaubens zum Ausdruck. Wie soll ein Marathonläufer denn auch das Ziel erreichen, wenn er unterwegs unter Wasserverlust zu leiden beginnt und keiner da ist, der ihm vom Straßenrand her die Flasche reicht? Genau davon erzählt David in Psalm 23, wie er den HERRN in seinem eigenen Leben, bei seinem eigenen Marathonlauf erlebt hat, der nun wirklich reich mit Prüfungen unterschiedlichster Art besetzt war.

Wenn ein Trainer möchte, dass der ihm anvertraute Läufer durchs Ziel geht, möglichst als Sieger, muss er dafür sorgen, dass er unterwegs nicht zusammenbricht. Es gehört zum Selbstverständnis, zum Ehrgeiz eines guten Trainers, die ihm anvertrauten Läufer durchs Ziel laufen zu sehen. Genauso kümmert sich der Herr um die Seinen, ertut es um seines Namens willen. Natürlich hilft er auch, weil er Mitgefühl mit den Seinen hat, er hilft aber auch um seiner selbst willen. Denn er kann sich selbst nicht verleugnen. Treue ist ein Wesensmerkmal Gottes und seines Sohnes.

Weil das so ist, haben wir allen Grund, unsere Zuversicht nicht weg-

zuwerfen. Fragen wir uns also nicht ständig, ob unser Glaubensleben gelingt oder nicht oder sogar ins Katastrophale abstürzt. Es ist auch unerheblich für uns, ob wir den Mut verlieren oder nicht. Wir brauchen diesen Mut nicht. In einem Anflug von Selbstsuggestion sich Mut zu machen setzt stillschweigend stets voraus, dass es sehr wohl von uns selbst, unserer Leistung, unserer Kraft, Disziplin und was es sonst noch für Tugenden gibt, abhängt, ob wir als Sieger die Kampfbahn verlassen. Unsere wechselnden Gefühlslagen entscheiden aber nicht den Kampf.

Paulus hat das zutiefst verstanden, wenn er schreibt: *„In allem sind wir bedrängt, aber nicht erdrückt; keinen Ausweg sehend, aber nicht ohne Ausweg; verfolgt, aber nicht verlassen; niedergeworfen, aber nicht vernichtet; allezeit das Sterben Jesu am Leib umhertragend, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib offenbar werde“* (2Kor 4,8–10). Unsere Gefühle und selbst die Fakten können gegen uns sein; wenn Gott für uns ist – und er ist treu –, wer wird gegen uns sein? Deshalb kann Paulus auch sagen: *„Aber in diesem allen sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns geliebt hat“* (Röm 8,37). Es ist Gottes Kraft, die in den Schwachen mächtig ist. Sie lässt uns zur Vollendung gelangen.

So ist Jesus, der Anfänger und Vollender des Glaubens, der die Seinen dem Vater entgegenbringt, wie der Strom, der von der Quelle zur Mündung immer mehr Rinnsale, Bäche und Flüsse in sich aufnimmt und nun in seiner ganzen Herrlichkeit vor Gott steht: *„Siehe, ich und die Kinder, die Gott mir gegeben hat“* (Hebr 2,13).

Karl Otto Herhaus

Bürgschaft

„Setze doch [ein Pfand] ein, leiste bei dir selbst Bürgschaft für mich!
Wer wird sonst in meine Hand einschlagen?“ (Hi 17,3)

„Verschmachtend [blickten] meine Augen zur Höhe: HERR, ich bin
in Bedrängnis! Tritt als Bürge für mich ein!“ (Jes 38,14)

Da ist ein Mensch, **Hiob**, in tiefstem Unheil hineingestürzt worden. Er hat mit einem Mal seine ganze Habe und alle seine Kinder verloren und ist dazu von einer ekelhaften, unheilbaren Krankheit befallen. Seine Freunde, die eigens gekommen sind, um ihn zu trösten, können dieses Unglück nicht anders denn als Strafe Gottes für eine verheimlichte Sünde deuten, und ihre Anklagen bringen den ohnehin zutiefst Getroffenen in unentwirrbare Glaubensanfechtungen. Zwar zweifelt Hiob keinen Augenblick daran, dass er es in seinem Leiden mit Gott zu tun hat, aber dieser Gott ist ihm fremd, ist ihm in seinem „Vorbeigehen“ unerkennbar geworden (vgl. Hi 9,11). Ihm bleibt nur die Klage und die leidenschaftliche Abweisung der Beschuldigungen seiner Freunde. Aber dann, in der abgründigen Not seiner Seele wendet er sich an diesen ihm unbegreiflichen Gott mit dem verzweifelten Aufschrei, selbst für ihn ins Mittel zu treten. Gott soll bei sich selbst Bürgschaft für ihn leisten, soll gleichsam durch Hinterlegung eines

Pfandes – wie dies bei einem Kläger oder Gläubiger zu geschehen hatte – bei sich selbst die Verantwortung für ihn übernehmen und ihm – entsprechend dem damaligen Brauch – durch Handschlag bekunden, dass er die gegen ihn erhobene Beschuldigung selbst übernehmen werde.

Da ist ein Mensch, **Hiskia**, ein König, zutiefst durch die Botschaft Gottes erschüttert worden, dass er an seiner Krankheit sterben werde. Untröstlich stellt er Gott im Gebet seine hoffnungslose Lage vor, bekennt ihm seine Ratlosigkeit, „schreit um Hilfe bis zum Morgen“ (vgl. Jes 38,10–13). Aber dann richtet er seinen Blick „verschmachtend zur Höhe“ und fleht Gott an, als Bürge für ihn einzutreten. Er flieht zu Gott selbst, dem Gott, der ihn in diese Verzweiflung hineingestoßen hat, und dieses Flehen bedeutet doch eigentlich nichts anderes, als dass Gott das über ihn ausgesprochene Todesurteil selbst übernehmen soll.

Und wie antwortet Gott auf solche an ihn selbst gewendeten Bitten, die doch zugleich gegen ihn, d. h. gegen



ihn in seinem unbegreiflichen Handeln, gerichtet sind? Gewiss, **Hiob** muss noch eine längere Weile ausharren, doch begleitet ihn dabei – freilich für ihn zunächst unerkennbar – das innige Mitgefühl und die Barmherzigkeit Gottes (vgl. Jak 5,11), und es werden ihm auf diesem Weg Ausblicke des Glaubens zuteil. Da wird ihm vor allem jener Fernblick gewährt, in dem er seines „Erlösers“ gewiss wird: „*Der wird als der Letzte über dem Staub stehen*“, und sein Auge wird ihn dann nicht mehr „*als einen Fremden*“ sehen (vgl. Hi 19,25–27). Und am Ende wird Hiob bekennen: „*Vom Hörensagen hatte ich von dir gehört, jetzt aber hat mein Auge dich gesehen*“ (Hi 42,5), und Gott rechtfertigt Hiob gegenüber seinen Freunden, nimmt seine Krankheit von ihm, vermehrt seinen vormaligen Besitz um das Doppelte und schenkt ihm wiederum Kinder nach der früheren Zahl.

Und wie geht es mit **Hiskia** weiter? Gott nimmt auf sein Flehen hin die Todesankündigung umgehend zurück und schenkt ihm weitere fünfzehn Jahre, verbunden mit der Zusage, dass er seine Stadt vor dem Feind beschirmen werde (vgl. Jes 38,5.6). Hiskia wird Gott daraufhin loben und bekennen: „*Siehe, zum Heil wurde mir bitteres Leid. Du, du hast liebevoll meine Seele von der Grube der Vernichtung zurückgehalten, denn alle meine Sünden hast du hinter deinen Rücken geworfen*“ (Jes 38,17). Hiskia, der Gott zuvor noch seine Treue und sein Gutes tun vorgehalten hat, muss angesichts dieses Gnadenerweises Gottes einsehen, dass der letztlich nicht auf sein Verdienst gegründet ist, sondern auf die Vergebung seiner Sünden.

Für einen anderen als Bürge eintreten bedeutet in manchen Fällen eine verhängnisvolle Entscheidung, des-

halb wird in den Sprüchen verschiedentlich vor einer unbedacht eingegangenen Bürgschaft und dem sie bestätigenden Handschlag gewarnt (vgl. Spr 6,1–5; 11,15; 17,18; 20,16; 22,26; 27,13). Das kann durchaus bis zum Einsatz des eigenen Lebens für den anderen gehen. Dies konnte in den vorgestellten Beispielen, die sich unter dem Alten Bund ereigneten, nur gleichnishaft angedeutet werden. Es findet jedoch in dem Versöhnungswerk unseres Herrn Jesus Christus seine allumfassende Erfüllung. Er hat sein heiliges Leben für die dem ewigen Gericht verfallene Menschheit in den Tod gegeben, und sein „*für viele vergossenes Blut des Bundes*“ (Mt 26,28) bildet die Grundlage dafür, dass Gott Sünden vergeben und damit eine ganz neue Beziehung zu den Menschen knüpfen kann. Jesus ist als der Mittler dieses neuen Gottesverhältnisses zugleich „*eines besseren Bundes Bürge geworden*“ (Hebr 7,22).*

Dadurch ist letztlich erst die dem endgültigen Heilsgeschehen vorausgreifende Gewissheit Hiskias besiegelt, dass Gott „*alle seine Sünden hinter seinen Rücken geworfen*“ hat. Dadurch ist letztlich erst die unerhört kühne Vorausschau Hiobs verwirklicht worden, dass sein Erlöser lebt. Und dass der, „*der als der Letzte über dem Staub stehen wird*“, der Bürge des ewigen Bundes Gottes mit den Menschen ist, bedeutet eine Garantie dafür, dass die, welche an Gottes Verheißung glauben, deren Erfüllung gewiss sein dürfen, denn unsere Vollendung ist mit der Vollendung unseres Herrn Jesus Christus und der ihm vom Vater übergebenen Vollendung seiner ewigen Heilspläne unlösbar verbunden.

Hanswalter Giesekus

* Nach biblischem Verständnis bedeutet *Bund* (hebr. *berit*, griech. *diatheke*) nicht einen zwischen zwei gleichgestellten Partnern abgeschlossenen Vertrag, sondern eine exklusiv von Gott verfügte feierliche Willenserklärung. Gott schließt (besser: macht, verordnet) den Bund, mit dem er sich seinem Volk Israel bzw. den durch Christi Blut erlösten Sündern verbindet und sie damit zugleich an seinen Willen bindet. Der Begriff *Neuer Bund* ist dabei mit dem Begriff *Reich*, besser: *Königsherrschaft Gottes* sinnverwandt; beide werden dementsprechend verschiedentlich mit dem gleichen Verb *verordnen* verbunden (vgl. Lk 22,29).

Lutz E. von Padberg:

In Gottes Namen?

Von Kreuzzügen, Inquisition und gerechten Kriegen: Die 10 häufigsten Vorwürfe gegen das Christentum

Gießen/Basel (Brunnen) 2010
Geb., 255 Seiten
ISBN 978-3-7655-1753-2
19,95 Euro

„Die Christen in Deutschland haben es nicht leicht, vor allem, wenn sie sich als solche bekennen oder gar dem evangelikalen Lager zugehören.“ Dies schreibt Lutz E. von Padberg, Professor für Mittelalterliche Geschichte, gleich zu Beginn seines neuen Buches. Als Beispiel führt er den „neuen Atheismus“ und Dawkins' bekanntes Buch *Der Gotteswahn* an, verweist aber auch darauf, dass solche Debatten über Sinn und Unsinn der Religion im Allgemeinen und des Christentums im Besonderen nicht neu sind. Anhand der aktuellen Debatte macht er dann deutlich, dass sich die Diskussionen über Religion mittlerweile in einer breiten Öffentlichkeit abspielen, dass die Frage nach Religion und Glaube somit im weitesten Sinne aktuell ist und bei der Auseinandersetzung vor allem linke Politiker sich oft sehr pauschalisierender Argumente bedienen, die den historischen Fakten so nicht standhalten. Zu den Standardvorwürfen gehören z. B. der Umgang der Kirche mit Ketzern oder mit Frauen, das Verhältnis von Kirche und Staat, die Mission im Mittelalter, Kreuzzüge, Inquisition, Hexen, Kolonialismus, Juden und von der Kirche initiierte Kriege. Es sei daher sinnvoll, „sich nüchtern der Herausforderung zu stellen und sachlich abzuwägen, in-

wieweit die Kritik an bestimmten historischen Entwicklungen des Christentums berechtigt ist oder nicht“.

Damit ist das Ziel dieses Buches vorgegeben: „Die Standardvorwürfe gegen das Christentum sollen auf den Prüfstand gestellt werden ... In zehn selbstständigen Kapiteln werden die wichtigsten Anklagen nach einem festen Schema diskutiert. Zuerst sollen die jeweiligen Vorwürfe kurz vorgestellt, dann nach dem möglichst neusten Stand der Forschung die Fakten präsentiert und erörtert sowie ein bewertendes Fazit gezogen werden.“ Es geht dem Autor dabei „weder um theologische, philosophische oder religionsgeschichtliche Argumente und auch nicht um eine biblische Analyse, sondern allein um eine historische Untersuchung.“ Abgeschlossen wird jeder Abschnitt mit kommentierten Literaturhinweisen; zum Schluss folgt auf 10 Seiten noch einmal eine Kurzzusammenfassung des ganzen Buches und schließlich ein Personenregister.

Die Stärke des Buches liegt in seiner systematischen, auf Quellen basierenden Darstellung und in dem klar gegliederten Aufbau. Es ist verständlich geschrieben, hat aber selbstredend eine an historischen Hintergründen interessierte Leserschaft im Blick. Einige Deutungen, besonders bei der Frauenfrage, dürften so mit dem biblischen Befund nicht übereinstimmen. Und dass Ketzer „in der Kirche bis zu einem gewissen Maß auch nötig [sind], vor allem auf argumentativer Ebene“, widerspricht m. E. den Aussagen des Neuen Testaments.

Alles in allem kann man viele wichtige Dinge lernen, die so sonst selten nachzulesen sind.

Jochen Klein



Keine Arbeit für Unteroffiziere

Während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs (1775–1783) ritt ein Mann in Zivilkleidung an einer Gruppe von Soldaten vorbei, die einen kleinen Verteidigungswall reparierten. Ihr Anführer brüllte Befehle, machte aber keine Anstalten, sich an der Arbeit zu beteiligen. Als der Reiter ihn nach dem Grund fragte, entgegnete er mit großer Würde: „Sir, ich bin Unteroffizier!“

Der Fremde entschuldigte sich, stieg ab und machte sich daran, den er-

schöpften Soldaten zu helfen.

Als die Arbeit getan war, wandte er sich an den Unteroffizier und sagte: „Herr Unteroffizier, wenn Sie das nächste Mal eine Arbeit wie diese tun müssen und nicht genug Leute haben, gehen Sie zu Ihrem Oberbefehlshaber, und ich werde kommen und Ihnen wieder helfen.“

Mit diesen Worten stieg George Washington auf sein Pferd und ritt davon.

Übersetzt nach: www.eSermons.com

2 Bestellmöglichkeiten



POST

Karte ausfüllen,
Briefmarke aufkleben
und absenden.



ONLINE

E-Mail senden an:
mail@zs-online.de



Karte innen

Karte außen

Ja,

ich möchte **Zeit & Schrift** ab der nächsten Ausgabe erhalten.

Mir entstehen dadurch keine Kosten.

Name

Straße und Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort, ggf. Land

Telefon/Fax (Angabe freiwillig)

E-Mail (Angabe freiwillig)

Bitte
Marke
aufkleben

Antwort

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach